This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07583971 6

Angelika.

Drama in fünf Acten.

12093 —— 832-66

Von

Alexander Dumas.

NEW YORK
CIRCULATING
LIBRARY

Leipzig,
Wilhelm Engelmann.

1837.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
470452
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1909

JUN 17 1908

Angelika.

Drama in fünf Aufzügen.

Von

Alexander Dumas.

Angelika.

Drama in fünf Acten.

Personen:

Alfred von Alvimar.
Heinrich Müller.
Julius Raymond.
Dominicus, Alfred's Diener.
Ein Notar.
Ein Jäger.
Ein Gast.
Ein Diener.
Die Gräfin von Gaston.
Angelika.
Ernestine, Marquise von Rieux.
Antoinette, Angelika's Tante.
Louise, Angelika's Kammermädchen.
Fanny, Kammermädchen der Gräfin.
Eine Dame.
Mehrere Ballgäste.
Dienerschaft.

Der erste und zweite Act spielt zu Cottereds in den Pyrenäen. Der Schauplatz der drei letzten ist Paris.

I.

Alfred von Alvimar.

Personen:

Angelika.	Antoinette.
Alfred von Alvimar.	Julius Raymond.
Heinrich Müller.	Dominicus.
Erneſtine.	Louiſe.

Erſter Act.

Das Theater ſtellt ein Zimmer in dem Badehauſe vor. Vorn zwei Seitenfenſter; dann zwei Thüren; im Hintergrunde ein Alkoven mit Vorhängen; zu beiden Seiten deſſelben Putzzimmer.

Erſte Scene.

Erneſtine, dann Louiſe.

Erneſtine (durch das Fenſter zur Linken blickend).

Seit einer Stunde geht er nun ſchon an ihrer Seite, ohne es nur bemerken zu wollen, daß ich da bin, ihn beobachte und weine. Oder er hat mich geſehen; doch was liegt ihm daran, und was braucht er ſich zu verbergen, da ich mich ganz in ſeine Gewalt gegeben habe! — Nein, ich trage dieſe Angſt nicht länger. (Sie ſchellt.) Louiſe! Louiſe!

Louiſe (tritt auf).

Gnädige Frau!

Erneſtine.

Sag' Herrn von Alvimar, daß ſeine Schweſter mit dem Thee auf ihn warte.

Louiſe.

Wo finde ich ihn?

Erneſtine.

Da! da! Siehſt du ihn nicht in dem Garten?

Louiſe.

Mit Fräulein Angelika. Gut, ich gehe.

(Geht ab.)

Erneſtine.

Seitdem er von der Revolution zu Paris gehört hat, iſt er gegen mich wie umgewandelt. Dieſes Kind, das er ſonſt kaum anſah, verfolgt er jetzt, wo es geht und ſteht, verfolgt und verblendet es mit Blicken, wie er mich verblendete. Dieſer Menſch hat einen verſteckten Plan, den nur Gott kennt. (Alfred tritt aus der Thüre eines der beiden Putzzimmer.) Wie! durch dieſe Thüre?

Alfred.

Gaben Sie mir deshalb nicht den Schlüſſel?

Zweite Scene.

Erneſtine, Alfred.

Erneſtine.

Was ſoll man aber von mir denken, wenn man Sie durch dieſe heimliche Thüre kommen ſieht?

Alfred.

Ich hätte über die große Treppe einen Umweg machen müssen.

Erneſtine.

Die Mühe wäre wirklich zu groß geweſen, da es ſich nur um die Ehre eines Weibes handelt.

Alfred.

Sie haben mich alſo herbemüht um mir eine Vorleſung zu halten.

Erneſtine.

Herbemüht! — Das Wort iſt ſehr ſchmeichelhaft.

Alfred.

Es beſitzt das Verdienſt durchaus meine Gedanken wiederzugeben.

Erneſtine.

Die Sie ſich nicht mehr die Mühe geben zu verbergen, nicht wahr?

Alfred (der ſich eine Taſſe Thee einſchenkt).

Beſte Erneſtine, Sie befinden ſich ſeit einigen Tagen in einer ſehr grämlichen Gemüthsſtimmung.

Erneſtine.

Die Sie zu unterhalten eifrig bemüht ſind.

Alfred.

Iſt Ihnen eine Taſſe Thee gefällig?

Erneſtine.

Ich danke.

Alfred (in einer Zeitung blätternd).

Sieh da! Man ſpricht von Ihrem Gemahl.

Erneſtine.

Vom Marquis von Rieux? — Und was ſchreibt man von ihm?

Alfred.

Er begleitet die entthronte Königsfamilie.

Erneſtine.

Seine Stellung macht ihm das beinahe zur Pflicht.

Alfred.

Die er aus Prahlerei erfüllt.

Erneſtine.

Sie verläumden ſogar die Aufopferung.

Alfred.

Bis man mir wirkliche Uneigennützigkeit nachweiſt.

Erneſtine.

Die beſitzt der Marquis.

Alfred.

Warum er mehr als ein Anderer?

Erneſtine.

Es iſt die Anhänglichkeit des Epheu, der ſich an Trümmer klammert.

Alfred.

Weil er es nicht verſteht ſich neuen Mauern anzuſchmiegen.

Erneſtine.

Sie ſind ein Atheiſt.

Alfred.

Höchſtens ein Skeptiker. — Das menſchliche Leben

ist einmal nicht anders. Seine Oberfläche glänzt von edlen Leidenschaften und uneigennützigen Handlungen. Es ist das Wasser eines Teiches, das sich in den Strahlen der Sonne spiegelt. Blicken Sie aber auf den Boden, so ist er schwarz und schmuzig. Gewiß wird Ihr Gemahl nicht ermangeln seine Anhänglichkeit an seine rechtmäßigen Fürsten und sein freiwilliges Exil an der Seite eines durch die Gewalt Verbannten in das schönste Licht zu stellen. Er wird es Andern so oft erzählen, bis er am Ende sich selbst überzeugt hat, daß er ein Muster von Großmuth sei. Er wird es nicht bemerken, daß seine Seelengröße weiter nichts ist als eine Zusammensetzung von kleinen Gemeinheiten, und daß er mit Kieselsteinen eine Pyramide baut. Wenn Jemand zu ihm sagen würde: Marquis! Sie verlassen Frankreich, nicht weil Sie Ihrem Fürsten ergeben sind, nicht weil große Schicksale große Aufopferungen erheischen; sondern weil Sie gerne Ihren Titel nennen hören, und weil man Sie nur noch an dem Hofe des entthronten Königs Marquis nennen wird; weil Sie drei bis vier Sterne besitzen, die nur auf einem Kleide nach altem französischen Schnitt gut stehen, und weil Ihnen daran liegt Ihr altes Kleid und Ihre Sterne zu tragen, die den einzigen Unterschied zwischen Ihnen und dem Kammerdiener Seiner Majestät ausmachen; weil endlich alle Ihre Gewohnheiten in einem Zirkel eingeschlossen waren, der sich seitdem verrückt hat, und dem Sie gefolgt sind wie die Atmo-

sphäre der Erde. Ich glaube, daß, wer ihm solches sagte, ihn zum ersten Male verdutzt machen würde.

Ernestine.

Aber ich habe Sie noch nie so sprechen hören.

Alfred.

Weil es das erste Mal ist, daß ich in Ihrer Gegenwart laut denke.

Ernestine.

O! wenn ich Sie gekannt hätte!

Alfred.

Nun?

Ernestine.

Ich würde Sie nicht geliebt haben.

Alfred.

Und Sie hätten wohl daran gethan.

Ernestine.

Großer Gott!

Alfred.

Ich wünschte für Sie der Gegenstand einer vorübergehenden Neigung, nicht einer Leidenschaft zu seyn. Warum gaben Sie mir mehr, als ich verlangte?

Ernestine.

Aber, Alfred, gestehen Sie, daß alles Gesagte nur Scherz war. Nicht wahr, Sie haben mit mir gescherzt?

Alfred.

Ich sprach nie mehr im Ernst.

Ernestine.

Sie quälen mich zu Ihrer Lust.

Alfred.

Nein, ich klare Sie wider meinen Willen auf. Erinnern Sie ſich an mein Betragen, und Sie werden mir mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Als ich ſah, daß das, was ich nur als eine vorübergehende Verbindung betrachtet hatte, von Ihrer Seite eine innigere Neigung ward, hielt ich es für paſſend derſelben ein Ziel zu ſetzen. Ich nahm eine Reiſe in die Bäder zum Vorwand. Ich kam hier an; ich muthmaßte, daß Sie irgend eine unüberlegte Handlung begehen würden, die uns Beide verderben mußte. Meine Ahnung hat mich nicht getäuſcht, denn eines Tages kamen Sie unter dem Vorwande, ohne mich nicht leben zu können, gleichfalls hieher.

Erneſtine.

Unglücklicher! Ich liebte Sie ſo ſehr, daß ich Ihre Abweſenheit nicht ertragen konnte.

Alfred.

Einen Tag ſpäter hätten Sie vielleicht meine Rückkehr gefürchtet.

Erneſtine.

O Alfred! Glauben Sie denn an gar nichts?

Alfred.

Sie täuſchen ſich, Erneſtine. Nicht daß ich an etwas zweifeln ſollte, aber ich ſehe weiter; das iſt das Ganze.

Erneſtine.

Sie ſind erkältend wie Eis.

Alfred.

Ich bin wahr.

Erneſtine.

Aber wo haben Sie die Welt ſtudirt?

Alfred.

In der Welt.

Erneſtine.

Und ohne Zweifel halten Sie ſich für beſſer als die Andern.

Alfred.

Ich war beſſer.

Erneſtine.

Und Sie wurden deſſen überdrüſſig?

Alfred.

Das menſchliche Leben hat gewöhnlich zwei ſtreng geſonderte Perioden. In der erſten iſt man der Spielball Anderer.

Erneſtine.

Und in der zweiten?

Alfred.

Uebt man das Wiedervergeltungsrecht.

Erneſtine.

Sie ſtehen in der zweiten.

Alfred.

Ich bin dreiunddreißig Jahr alt. — Erneſtine, Sie ſind kein gewöhnliches Weib. Hören Sie, und Sie werden mich kennen lernen.

Erneſtine.

Ich kenne Sie zu meinem Unglücke nur zu gut.

Alfred.

Und wenn ich durch Wahrheit die Liebe, die ich durch Falſchheit hervorgerufen habe, heile, ſind Sie mir da nicht verpflichtet, da Sie an Erfahrung gewinnen?

Erneſtine.

Reden Sie!

Alfred.

Ich lebte nicht immer ein entzaubertes Daſeyn wie jetzt. Ich trat durch eine goldene Pforte ins Leben. Mein Vater beſaß ein ungeheures Vermögen, und ich war ſein einziges Kind. Im Jahre 1820 war ich einundzwanzig Jahr alt. Durch den Tod verlor ich meinen Vater, durch einen ungerechten Prozeß mein Vermögen. Von daher ſchreibt ſich mein erſter Zweifel, der, einmal erzeugt, bei den Menſchen anfängt und nicht einmal bei Gott aufhört. Ich ſammelte die Trümmer meines Vermögens, die ungefähr in 20,000 Franken beſtanden. Es war nicht ganz die Hälfte von dem, was ich in einem Jahre gebrauchte. Mein Aufenthalt auf der Univerſität, wo ich zwanzig Male Beweiſe von Auszeichnung erhalten hatte, war mir in Bezug auf das wirkliche Leben nutzlos geblieben. Von Allem hatte ich oberflächliche Kenntniſſe, wußte aber nichts gründlich. Mitten in dem Treiben eines Salons ſchien ich fähig zu dem Höchſten; zu Hauſe angekommen drückte mich die Ueberzeugung meiner Ohnmacht

zu Boden. Ich beſchloß mich nicht zu ergeben, ohne vorher gerungen zu haben. Ich theilte die kleine Summe, die mir übrig blieb, in vier Theile und verwandte vier Jahre dazu, entweder meine alte Stellung wieder zu begründen, oder mir mit Hülfe eines jeden ehrlichen Mittels, das die Induſtrie den Menſchen in die Hände giebt, eine neue zu ſchaffen. Es war dies eine Art Herausforderung gegen die Welt und Gott, nach welcher ich, im Fall des Mißlingens, weder der einen noch dem andern etwas ſchuldig zu ſeyn glaubte. Ich verſuchte Alles. Ich verſchwendete in vier Jahren ſo viel Kräfte und Muth, als für ein ganzes Leben voller Schmerzen hingereicht haben würde. Als dieſer Zeitraum abgelaufen war, überkam ich die unbedeutenden Ueberbleibſel meines Vermögens und fand mich in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren ruinirt, der Welt überdrüſſig, einſam, ohne einen Freund oder einen Verwandten auf Erden, ſo unglücklich, wie nur ein Menſch es ſeyn kann; und doch, ich ſchwöre es bei Gott und bei Allem, was mir damals heilig war, hatte ich mir keine ſchlechte Handlung vorzuwerfen. Ich ſchwankte eine Zeit lang zwiſchen dem Selbſtmord und dem neuen Leben, das ich beginnen ſollte.

Erneſtine.

Alfred, welche neue Welt öffnen Sie mir!

Alfred.

Nicht wahr, Sie ahneten es nicht, als Sie mich

im Salon neben den Schönen sahen, aufmerksam auf das Kleinste und unter den Galanten der Galanteste, daß dieser leichtsinnige Geist und dieses fröhliche Herz je einen tiefen Gedanken und einen bittern Todesschmerz fassen könne. Und doch ist es so. Es leben in mir zwei Wesen, wovon das zweite in einiger Zeit nichts mehr von dem ersten an sich haben wird.

Von dem Augenblick an, wo ich mich zu leben entschloß, warf ich die Blicke auf die Welt; es schien mir, als wäre ein Schleier von meinen Augen gefallen, so stellte sich mir jedes Ding unter seiner wahrhaften Gestalt dar. Ich erkannte Menschen, die noch das waren, was ich früher gewesen, und mußte lachen, wenn ich sah, wie in ihrer Umgebung Jeder ein Stück ihrer Ehre oder ihres Vermögens an sich riß, bis sie sich endlich nackt und verzweifelnd fanden, wie ich es war. Dann, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß das specielle Uebel mit dem allgemeinen zusammentreffe, schien es mir ein unbestreitbares Recht, dem Einzelnen das Böse zu erweisen, was mir die Gesellschaft erwiesen hatte, sobald nämlich daraus für mich ein Gutes entstehen konnte. Denn Böses zu thun bloß aus Vergnügen, ist eine unnütze Arbeit. Nun fing ich an zu überlegen. Ich sagte mir, daß es eines Mannes von Geist nicht unwürdig sei, durch die zarten, schwachen Hände eines Weibes dieses Gerüste des Glücks wieder aufbauen zu lassen, welches die Begehrlichkeiten und die Männer mit ihrer Eisenfaust zer-

trümmert hatten. Von nun an ward ich ein ausgemachter Verehrer Ihres Geschlechts. Das Boudoir war meine Antichambre. Eine Liebeserklärung verschaffte mir eine Stelle, ein erster Kuß dieses Kreuz. Die Frauen sind vortreffliche Bittstellerinnen; ich benutzte den Credit einer Jeden; ich erlangte Alles für mich, ohne Jemanden Etwas zu nehmen. Wo ich bei Einer sah, daß sie ihren Einfluß zu meinen Gunsten verdarb, verließ ich sie in Folge eines Wortwechsels. Das heißt doch Delicatesse, oder ich verstehe mich nicht darauf.

Ernestine.

Aber hat Keine von Allen Sie geliebt?

Alfred.

Die Miene gaben sich Alle; da indeß bis jetzt kein Unglück daraus entstanden ist, so fange ich an es zu bezweifeln. Urtheilen Sie selbst, Ernestine. Sie kennen einige von den Frauen, die mich auf meinen jetzigen Standpunct erhoben haben. Ich verdanke der Frau von Breuil die Stelle eines Gesandtschaftssecretairs zu Madrid. Dort blieb ich nur drei Monate. Als ich zurückkam, hatte ich nicht mehr nöthig mich mit ihr zu entzweien. Die hübsche Frau von Orsay begehrte einen Geliebten mit vornehmem Titel; ihr verdanke ich, daß ich Baron ward. Wir trennten uns. Ihre Neigungen wurden dadurch nur noch aristokratischer, und ich ward durch einen Grafen ersetzt. Ihnen, Ernestine, verdanke ich dieses Kreuz und ein so reelles

Glück, daß ich zitterte es ein Ende nehmen zu sehen; dies ist so gewiß wahr, daß, sobald ich bemerkte, Ihre Liebe nehme die Symptome der Leidenschaft an, ich abreiste. Was uns Beide hätte retten sollen, verdarb Sie allein. Sie reisten mir nach, und Sie thaten unrecht. Verstehen Sie mich nun, Ernestine? Dieser dreitägige Sturm, der über dem ehemaligen Hofe dahingefahren ist und ihn fortgeweht hat, stürzt auch das Gebäude um, das die Berechnungen und Anstrengungen von sechs Jahren errichtet hatten. Einkommen, Titel, Orden — Alles entreißt mir der nackte Arm des Volkes. Alles muß von vorne wieder angefangen, Alles neu wieder aufgebaut werden; und — ich bin dreiunddreißig Jahr alt, und — hier, hier (die Hand aufs Herz legend) fühle ich nur Unlust, Ekel wie ein Mensch, der alt aus dem Leben tritt. O ich glaube, ich gäbe gern dieses Leben voller Kraft und Gesundheit gegen das des jungen Heinrich Müller, der in Jahresfrist sterben muß, der aber wenigstens scheidend auf dieses Leben sehnsüchtige Blicke werfen, dieser Welt Thränen weihen und den Glauben an eine andere mitnehmen wird.

Ernestine.

Ach Alfred, nie hätte ich gedacht, daß ich Sie beklagen müßte.

Alfred.

Ja, beklagen Sie mich; denn Sie sind das einzige Weib, das mich so kennt. Mein Herz mußte erst ge-

brochen seyn, ehe ich Ihnen dieses Alles erzählte, und nur aus einer Wunde konnte das Geheimniß meines vergangenen und zukünftigen Lebens Ihnen vor die Augen treten.

Ernestine.

Und jetzt? —

Alfred.

Jetzt — habe ich Alles verloren.

Ernestine.

Alles? — Hören Sie, Alfred. Auch ich habe Alles verloren. Das Vermögen des Marquis bestand in Pensionen und dem Einkommen seiner Stelle; allein mir bleiben noch für ungefähr 40000 Franken Diamanten. Theilen Sie mit mir.

Alfred.

Tausend Dank, Madame, Sie sind sehr gütig. Behalten Sie Ihre Diamanten, ich sehe, daß Sie mich nicht verstanden haben.

Ernestine.

Aber was werden Sie beginnen?

Alfred.

Ich sagte Ihnen, daß ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden mußte.

Ernestine.

Und Sie wollen ans Werk gehen?

Alfred.

Ich habe schon begonnen.

Erneſtine.

Wie? dieſe junge Angelika?

Alfred.

Wird der erſte Bauſtein.

Erneſtine (ſchellt; Louiſe tritt ein).

Mein Wagen.

Alfred.

Sie wollen reiſen?

Erneſtine.

Ja.

Alfred.

Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß ſich Sie nicht begleite.

Erneſtine.

Ich errathe es.

Alfred.

Und wohin geht Ihr Weg?

Erneſtine.

Weiß ich es? — Zurückgezogen von der Welt ſuche ich die Einſamkeit.

Alfred.

Weshalb?

Erneſtine.

Ich werde dort meinen Fehler beweinen.

Alfred.

Erneſtine! binnen hier und einem Jahre wollen wir uns in der Welt wieder begegnen; Sie mit Perlen um den Hals und Blumen auf der Stirn.

Erneſtine.

Unglücklicher! Sie vergeſſen, daß ich durch Sie Alles verloren habe, Vermögen und Stellung.

Alfred.

Sie ändern Ihre Stellung und ſchaffen ſich ein Vermögen.

Erneſtine.

Durch welche Mittel?

Alfred.

Ich verſpreche Ihnen, wenn wir uns treffen, nicht danach zu fragen.

Erneſtine.

O Sie könnten einer Tochter den Glauben an die Tugend ihrer Mutter benehmen.

Louiſe (tritt ein).

Gnädige Frau, der Poſtillon wartet.

Erneſtine.

Gut! komm und hilf mir meine Vorbereitungen treffen. (Beide gehen in das nahe Zimmer.)

Dritte Scene.

Alfred, dann Dominicus.

Alfred.

Ja, dieſe Ereigniſſe ſtürzen auf mich wie der Felſen des Siſyphus. — Kaum fing ich an zu glauben, daß mein Schickſal ins Gleichgewicht gekommen ſei. — Ich würde ſie lange geliebt haben. — Ich habe vor

ihr mit Egoismus geprahlt, und im Grunde des Herzens — Ach!

Dominicus (tritt ein).

Wollen wir auch reisen, gnädiger Herr?

Alfred.

Nein, Dominicus!

Dominicus.

Es ist da der Freund des gnädigen Herrn, der junge Maler —

Alfred.

Julius Raymond?

Dominicus.

Derselbe. Er ist von seiner Reise nach den Pyrenäen zurückgekehrt; und da er nun nach Paris will, so hätten der Herr gute Gesellschaft gehabt, wenn Sie auch dorthin gereist wären.

Alfred.

Hat er nach mir gefragt?

Dominicus.

So eben. Habe ich Unrecht gethan, ihm zu sagen, mein Herr wäre zu Hause?

Alfred.

Nicht im Mindesten.

Julius (auf der Treppe).

Dominicus! Dominicus! Wo zum Teufel steckt er denn?

Alfred.

Hier, theurer Freund. (Zu Dominicus) Geh zu

Frau von Rieux und sieh, ob Du ihr helfen kannst. (Dominicus ab.)

Vierte Scene.

Alfred, Julius Raymond.

Julius.

Gott behüte Dich, alter Don Juan; wie treibst Du es mit dem Leben?

Alfred.

Frag lieber, wie das Leben es mit mir treibt, und wir wollen sehen, was es zu antworten wagt.

Julius.

Undankbarer! Du behandelst es ja wie eine Geliebte.

Alfred.

Glaub mir, Julius, es ist leicht gegen dasselbe dankbar seyn, wenn man es durchstreift wie Du, und nur das annimmt, was es Gutes zu bieten hat; wenn man reich genug ist um das, was es Uebles hat, mit Golde abzuweisen, und eine Palette zur Hand hat um sich über seine Lächerlichkeiten lustig zu machen.

Julius.

Geh! Du hast Deinen Fiebertag; laß uns von etwas Anderem sprechen.

Alfred.

Gut denn! — Ich glaubte Dich an der andern Seite der Sierra Morena.

Julius.

Ich nahm mir wieder Postpferde und kehrte in Eilmärschen zurück. Ich muß Paris sehen. Die Sierra, die Alpen und Cordilleros finde ich immer wieder, aber das Paris vom Juli, das noch von seiner Revolution dampft, mit seinem aufgerissenen Straßenpflaster, seinen von Kugeln durchlöcherten Häusern, — das sieht man Einmal, nicht im Menschenleben, sondern in dem Leben einer Welt, und ich will es auch sehen! Verstehst Du?

Alfred.

So beeile Dich, Schwärmer! Denn es bedarf nur eines Tages um Tausende von Pflastersteinen wieder einzurichten; mit ein wenig Kalk übertüncht man die Spuren von noch so vielen Kugeln, und laß Einmal einen Sommerregen kommen, so wird jeder Tropfen Bluts, das in den Straßen für die Freiheit geflossen ist, hinweggespült seyn. Gehe dann, Du Schwärmer, und versuche es zu errathen, daß über die Stelle eine Revolution geschritten.

Julius.

Lieber Freund, verläumde nur. Ich verstehe Deine Meinung.

Alfred.

Habe ich denn eine?

Julius.

Du warst ein Edelmann des alten Hofes.

Alfred.

Ich werde ein Bürger des neuen seyn.

Julius.

Was geschieht mit der Marquise von Rieux?

Alfred.

Frag mich lieber, was mit ihr geschehen ist?

Julius.

Vor einem Monat standst Du aufs Beste mit ihr.

Alfred.

Seit einer Stunde aufs Schlechteste.

Julius.

Sie ist zu Cotterets?

Alfred (auf die Thüre zeigend).

In jenem Zimmer.

Julius.

Was macht sie da?

Alfred.

Vorbereitungen zur Abreise.

Julius.

Sie kehrt nach Paris zurück?

Alfred.

In zehn Minuten.

Julius.

So verlasse ich Dich.

Alfred.

Warum?

Julius.

Es wird eine Abschiedsscene geben.

Alfred.

Die Du mir ersparen kannst, wenn Du bleibst.

Julius.

Bei Leibe nicht.

Alfred.

Ich bitte Dich darum.

Julius.

Da kommt sie.

Fünfte Scene.

Die Vorigen, Ernestine.

Ernestine (ohne Julius zu sehen).

Leben Sie wohl, mein Herr. (Julius bemerkend) Verzeihung!

Alfred.

Hatten Sie mir etwas zu sagen?

Ernestine.

O nichts, durchaus nichts!

Alfred (ihr die Hand reichend).

Ernestine, seien Sie glücklich!

Ernestine.

Ich hätte Lust aus Mitleid denselben Wunsch für Sie zu thun.

Alfred.

Was hält Sie ab?

Ernestine.

Es wäre fast eine Blasphemie gegen die Vorsehung.

Alfred.

Auf Wiedersehen.

Ernestine.

Leben Sie wohl. Ich hoffe — (zu Julius) Mein Herr, ich empfehle mich Ihnen. (zu Alfred) Erlauben Sie, daß Dominicus mich an den Wagen begleite?

Alfred.

Sie haben über ihn zu befehlen.

Ernestine.

So komm, Dominicus. (ab.)

Sechste Scene.

Julius, Alfred.

Julius.

Dieses Weib liebte Dich wirklich, Alfred.

Alfred.

Ich glaube es.

Julius.

Und Du hattest den Muth mit ihr zu brechen?

Alfred.

Mein Herr Maler, wie würden Sie die Nothwendigkeit darstellen?

Julius.

Taub und blind.

Alfred.

Und Du würdest Recht haben; sie ist beides, und

doch — wenn Du nicht dagewesen wärest, hätte ich die Schwachheit begehen können dieses Weib zurückzuhalten.

Julius.

Es ist noch keine Zeit verloren — (ans Fenster tretend) von hier aus kannst Du sie zurückrufen.

Alfred.

Das wäre eine Tollheit. Ich danke Dir, Julius.

Julius.

Sie steigt ein.

Alfred.

Gut!

Julius.

Sie sieht hieher. Ein Zeichen, Alfred, ein Blick von Dir, und sie fährt nicht.

Alfred.

Sie muß.

Julius.

Der Postillon sitzt auf; sie entläßt Deinen Diener; sie wirft ihm eine Börse zu; der Wagen setzt sich in Bewegung. Lebt wohl, schöne Marquise, lebt wohl!

Alfred

(sich langsam erhebend und an das Fenster tretend).

Ja, der Wagen entfernt sich. Kaum daß man noch den aufwirbelnden Staub sieht. Er biegt um eine Ecke. Der Weg ist leer. Alles Geschehene war nur ein Traum; ich erwache frei, ich athme wieder.

Julius.

Frei! Aber mit ihr siehst Du aus diesem Fenster alle Deine Hoffnungen verschwinden.

Alfred.

Sie hinterläßt mir mehr, als sie mir nimmt.

Julius.

Wie so?

Alfred.

Tritt an dieses andere Fenster. Es handelt sich in dieser Welt nur darum, zu rechter Zeit seine Gesichtspunkte zu ändern. Das ist ein Malergrundsatz.

Julius.

Nun? das ist der Badegarten.

Alfred.

Was siehst Du unter jenem Lärchenbaum?

Julius.

Ein junges Mädchen von funfzehn] bis sechzehn Jahren.

Alfred.

Wie findest Du sie?

Julius.

Sie scheint mir allerliebst.

Alfred.

Es ist die Tochter des Generals Grafen von Gaston.

Julius.

Ihr Vater fiel 1815.

Alfred.

Sie trägt einen edlen Namen, nicht wahr?

Julius.

Gewiß.

Alfred.

Ehe ein Monat vergeht, ist sie mein Weib.

Julius.

Du bist toll.

Alfred.

Siehst Du mir etwas an?

Julius.

Und ihre Eltern?

Alfred.

Sie hat nur eine Mutter.

Julius.

Die aber nie einwilligen wird.

Alfred.

Das Mädchen liebt mich.

Julius.

Und — ist reich?

Alfred.

Nein; aber versteh mich, Julius. Das neue Gouvernement, das noch auf seiner halbpopulairen Basis hin und her schwankt und zu schwach ist ein neues System zu gründen, hat keinen andern Ausweg als sich den Männern aus Napoleon's Zeit in die Arme zu werfen. Noch vier Wochen, und Alles, was 1812 einen Namen trug, wird sich in die Geschäfte getheilt

haben. Die Gräfin Gaston hat über diesen Epaulettenadel allen Einfluß behalten, den ihr der Name ihres Mannes sichert. Kennst Du nun eine Stelle, um die sich ihr Schwiegersohn nicht bewerben dürfte?

Julius.

Deshalb gerade hast Du wenig Aussicht ihr Schwiegersohn zu werden.

Alfred.

Ich glaube Dir gesagt zu haben, daß jenes Kind mich liebt.

Julius.

Nun?

Alfred.

In einigen Tagen kömmt die Mutter von Madrid zurück. Ich werde sie um die Hand ihrer Tochter Angelika bitten.

Julius.

Sie wird sie Dir verweigern.

Alfred.

Ja, wenn ich ihr die Möglichkeit dazu lasse.

Julius.

Du bist ein Böswicht. Armes Kind! Unschuldig und reizend trittst Du kaum in das Leben, ohne zu ahnen, daß es schon nicht mehr Dir gehört, daß schon ein böser Dämon Dich in seinen Zauberkreis, den Du nicht mehr verlassen kannst, gebannt hat, und Deine Tage verwelken wie die Blumen, aus denen Du Dir einen Kranz windest. — Leb wohl. Ich sie An-

ſteckung, wenn ich länger bei Dir bleibe. Wenn Du meiner bedarfſt, ſo wiſſe, daß meine Freundſchaft, Börſe und Alles zu Deinen Dienſten ſteht.

Alfred.

Für die Erſtere meinen Dank. Ich habe und wahre ſie. Was die Letztere anbetrifft, ſo kennſt Du meine Grundſätze.

Julius.

Sonderbare Delicateſſe.

Alfred.

Die ich aufs Aeußerſte treibe.

Julius.

Wir ſehen uns alſo in Paris?

Alfred.

Im Hotel meiner Schwiegermutter. Stille, Herr Müller kömmt.

Julius.

O, wie der ſich ſeit meiner letzten Anweſenheit verändert hat.

Siebente Scene.

Die Vorigen, Heinrich Müller.

Heinrich.

Ihr Diener, meine Herren. Nicht wahr, Herr Raymond, Sie kennen mich nicht wieder. Es ſind faſt drei Monate her, daß wir uns nicht geſehen haben.

Julius.

Im Gegentheil. Ich finde, Sie sehen weit besser aus.

Heinrich.

Ich danke Ihnen. Sie vergessen aber, daß ich Arzt bin. (Zu Alfred) Ich wollte Sie fragen, Herr von Alvimar, ob Ihre Frau Schwester nach Paris zurückkehrt oder nur eine Ausflucht ins Gebirge macht?

Alfred.

Sie kehrt nach Paris zurück.

Heinrich.

Das Zimmer, welches sie bewohnte, wird also frei?

Alfred.

Es steht von diesem Augenblicke an zu Ihren Diensten.

Heinrich.

Da es das bequemste im ganzen Hause ist, so möchte es mein Vater dem Fräulein von Gaston anbieten.

Alfred.

Es ist in der That sehr passend.

Heinrich.

Und da die Gräfin kommen wird —

Alfred.

Wann?

Heinrich.

Morgen.

Alfred.

Ha!

Julius.

Morgen. Hast Du gehört?

Alfred.

Ich habe vierundzwanzig Stunden vor mir und besitze einen Nachschlüssel zu diesem Zimmer. (Zu Heinrich) Mein Herr, ich ergreife mit dem größten Vergnügen diese Gelegenheit Ihnen zu dienen.

Heinrich.

Ich danke Ihnen. Fräulein Angelika fürchtete —

Alfred.

Ich will sie sogleich selbst beruhigen.

Heinrich.

Sie ist mit ihrer Tante im Garten.

Alfred.

Ich weiß es. Dominicus soll sogleich Alles, was mir gehört, fortschaffen. Gehst Du mit, Julius?

Julius.

Ihr Diener, Herr Müller. Wenn Sie nach Paris kommen, so werden wir uns hoffentlich wiedersehen.

Heinrich.

Sie reisen dahin?

Julius.

Diesen Augenblick. Auf Wiedersehen.

Heinrich.

Wie Gott will!

Achte Scene.

Heinrich allein; dann Dominicus.

Heinrich.

Dies Zimmer wird also Angelika bewohnen; dieser Raum wird sie umfangen. Auf diesem Sofa wird sie ihr Abendgebet halten und vielleicht darin auch meinen Namen einschließen, denn sie muß ja für alle Leidende beten; dort wird sie schlummern, und reine Träume wie Engelsträume werden ihre Schläfe umgaukeln. O Mädchen! wie frisch und freudig ist für dich das Leben! Denn welcher Mensch oder auch nur welcher Dämon könnte wagen es zu beflecken, wenn er deine Schönheit und Unschuld sieht. Gott verlängere es dir um alle die Tage, die dem meinigen fehlen werden. (Während er diese Worte langsam und mit schwacher Stimme ausgesprochen hat, sind zwei Kammermädchen hereingetreten und haben ein Bett zubereitet. Dominicus hat einige Sachen weggenommen.)

Dominicus (zu Heinrich).

Ich glaube, das wird Alles seyn.

Heinrich.

Sehr wohl. Und der Schlüssel?

Dominicus.

Steckt an der Thüre.

Heinrich.

Sagt den Damen, daß sie kommen können. (Er geht langsam ans Fenster.) Da steht sie. Wie glücklich sie aussieht! Dieser Herr von Alvimar geht ihr nicht

von der Seite. Er kömmt mit ihr hieher. Was braucht er nur immer ihren Begleiter abzugeben! (Er hustet und fährt schmerzhaft mit der Hand nach der Brust.) Diese Hitze bringt mich noch um.

Alfred (im Corridor).

Hieher, meine Damen, hieher!

Neunte Scene.

Heinrich Müller, Madame Antoinette, Alfred, Angelika.

Madame Antoinette (eine Geschichte erzählend).

Und diese Geschichte ist einer meiner Freundinnen passirt, die sie mir selbst erzählt hat.

Alfred.

Schrecklich! Es ist nur ein Glück, daß sich so etwas in unsern Tagen nicht mehr zuträgt. (Bei Seite) Immer dieser Müller. (Zu ihm) Sie wollen als Sohn des Herrn vom Hause die Damen selbst einführen.

Heinrich.

Ich habe Sorge getragen, daß nichts fehle.

Angelika.

Und ich danke Ihnen dafür.

Mad. Antoinette.

Wenn mein Zimmer eben so groß als dieses ist, so sterbe ich vor Angst.

Heinrich.

Es ist viel kleiner.

Mad. Antoinette.

Desto besser. Wo ist es?

Heinrich.

Hier ist die Thüre.

Mad. Antoinette.

Herr Müller, wollen Sie die Güte haben mich dahin zu begleiten?

Angelika.

Sie müssen wissen, daß Niemand sich mehr fürchtet als meine Tante.

Heinrich.

Ich bin bereit, gnädige Frau, mit Ihnen das Zimmer zu besehen.

Mad. Antoinette.

Es kann Einem aber auch so Manches begegnen. Sehen Sie, ein Klosterfräulein, bei der ich zum Besuch war, erzählte mir zwanzig Male — (ab mit Heinrich.)

Zehnte Scene.

Alfred, Angelika.

Angelika.

Meine liebe Tante sollte sich doch die Furchtsamkeit abgewöhnen.

Alfred.

Ich würde ihr das gewiß nicht rathen.

Angelika.

Und warum nicht?

Alfred.

Weil ſie mir nützlich iſt, und weil ich ihr das Vergnügen verdanke, einen Augenblick allein mit Ihnen zu ſeyn.

Angelika.

Wie ſelbſtſüchtig!

Alfred.

Werden Sie das nie werden?

Angelika.

Habe ich nicht Fehler genug?

Alfred.

Ich gäbe eine Ihrer Tugenden darum, wenn Sie dieſen Fehler hätten.

Angelika.

Laſſen Sie uns von etwas Anderem ſprechen. Ihre Schweſter iſt abgereiſt?

Alfred.

Sie haben ſie in den Wagen ſteigen ſehen.

Angelika.

Ich glaubte, ſie würde länger bleiben.

Alfred.

Früher war es ihre Abſicht.

Angelika.

Befand ſie ſich hier nicht wohl?

Alfred.

Ein kleiner Zwiſt —

Angelika.

Ei, ei! unter Geschwistern. Ich wette, daß das Unrecht auf Ihrer Seite war.

Alfred.

Das heißt geurtheilt wie ein Frauenzimmer.

Angelika.

Nämlich?

Alfred.

Parteiisch.

Angelika.

Warum?

Alfred.

Ohne die Ursache des Streites zu kennen, sprechen Sie ein Urtheil aus.

Angelika.

Ich habe Unrecht und will mich bemühen, mich zu bessern.

Alfred.

Deshalb muß ich Ihnen erzählen —

Angelika.

Gewiß! sonst bleibe ich bei meiner ersten Meinung.

Alfred.

Später.

Angelika.

Warum nicht auf der Stelle?

Alfred.

Ich lese in Ihren Augen noch zu viel Neugier und nicht genug Nachsicht.

Angelika.

Sehe ich denn so streng aus?

Alfred.

Blicken Sie mir ins Gesicht, damit ich entscheiden kann.

Angelika (lächelnd).

Nun?

Alfred.

Jetzt will ich die Erzählung versuchen.

Angelika.

Ich bin ganz Ohr.

Alfred.

Meine Schwester hatte sich in den Kopf gesetzt, mich mit einer ihrer Schulfreundinnen zu verheirathen.

Angelika.

Ist sie hübsch?

Alfred.

Meine Schwester sagt es.

Angelika.

Und Sie?

Alfred.

Vor drei Monaten glaubte ich es.

Angelika.

Weiter.

Alfred.

Heute habe ich ihr ausdrücklich erklärt, daß sie ihren Plan fahren lassen müsse.

Angelika.

Und weshalb?

Alfred.

Weil ich eine Andere liebte.

Angelika.

Sie?

Alfred.

Ich glaubte, Sie wüßten es.

Angelika.

Haben Sie mir je Ihr Geheimniß anvertraut?

Alfred.

Nein. Aber vielleicht hätten Sie es errathen können.

Angelika.

Ja.

Alfred.

Und da morgen die Mutter derjenigen, welche ich liebe, ankömmt, und da ich der Mutter morgen gestehen will, was ich noch nicht gewagt habe der Tochter zu sagen —

Angelika (sich vergessend).

Meine Mutter wird antworten, daß ich noch zu jung bin.

Alfred (leidenschaftlich).

Sie wissen also, wen ich meine —

Angelika.

Wie grausam Sie sind!

Alfred.

Und was wird die Tochter antworten?

Angelika.

Ach! wird man sie fragen?

Alfred.

Wenn man sie aber fragt? —

Angelika.

Mich dünkt, daß es alsdann noch Zeit genug seyn wird ihre Meinung zu sagen, vorausgesetzt, daß ihre Mutter ihr die Erlaubniß dazu gegeben habe.

Alfred.

Angelika, Sie, Sie sind grausam! Warum wollen Sie mich nicht mit dem Geständniß Ihrer Gegenliebe beglücken?

Angelika.

Ach!

Alfred.

Oder warum geben Sie mir nicht wenigstens die Erlaubniß zu Ihrer Mutter zu sagen: nicht allein in meinem Namen, sondern auch im Namen Ihrer Tochter werfe ich mich Ihnen zu Füßen. Wie können meine Worte, die Worte eines Fremden, den sie nicht kennt, den sie nie gesehen hat und vielleicht nie wiedersehen wird, sie rühren? Wenn ich ihr aber zugleich sagen kann: das Glück Ihrer liebenswürdigen Tochter ist eng mit dem meinigen verbunden, unser beider Schicksal liegt in Ihrer Hand — o Angelika, würde da Ihre Mutter den Muth haben, Nein zu sagen? O um des Himmels willen, sprechen Sie es aus, daß ich für uns Beide bitten darf.

Angelika.

Da kömmt meine Tante.

Eilfte Scene.

Die Vorigen, Madame Antoinette, Heinrich Müller.

Alfred (der sich stellt als fahre er in einer Erzählung fort und sehe die Angekommenen nicht).

Ich war damals in Spanien. Kennen Sie Spanien, mein Fräulein? Städte und Menschen wie im Mittelalter; das funfzehnte Jahrhundert ausgegraben und wieder lebend mit seinen Mönchen, Rittern und Liebschaften.

Mad. Antoinette.

Und seinen Räubern.

Alfred.

Ah!

Heinrich.

Beruhigen Sie sich, gnädige Frau; Sie kommen nicht über die Bidassoa.

Alfred.

Fragen Sie nur Herrn Müller, ob er nicht meiner Meinung ist.

Heinrich.

Ich kenne Spanien nicht.

Alfred.

Wie! In solcher Nähe lebend fühlten Sie nie den Wunsch, Madrid mit seinen eisernen Balkonen und sei-

nem finstern Escurial zu sehen? Nicht Barcellona, das seine beiden Arme ins Meer streckt wie ein rüstiger Schwimmer? nicht Granada, die Maurenstadt mit ihren steinernen Pallästen? Nicht Cadiz, das einem Schiffe gleicht, welches im Begriff ist unter Segel zu gehen, und das die Erde nur noch durch ein dünnes Band zurückhält? Nicht auch im Herzen Spaniens, wie ein Blumenstrauß auf dem Busen eines Weibes, Sevilla, die Andalusierin, die Geliebte des Sonnengottes, mit den Orangenhainen und Lorbeerhecken? Ach, der Himmel Andalusiens und die Liebe einer Französin, das wäre das Paradies auf Erden!

Angelika.

Sie Schwärmer!

Alfred.

Sie haben Recht. Sie erinnern mich, daß die Schwärmerei eine Blume der Jugend ist, deren Frucht Entzauberung heißt. Rechten Sie nicht mit meinem Herzen, daß es jünger geblieben als meine Jahre.

Angelika.

Und Sie, Herr Müller, sind auch Sie ein Enthusiast?

Heinrich.

Nur dem Glücklichen ist es erlaubt zu schw... dem Leidenden bleibt nur der Glaube. Meine ... sind nicht so alt als mein Herz.

Angelika.

Aber welcher Unterſchied kann zwiſchen Ihren Jahren ſeyn?

Alfred.

Zehn, glaube ich.

Mad. Antoinette.

Zehn Jahre ſind ja ſo viel wie nichts.

Heinrich.

Zehn Jahre ſo viel wie nichts? Wenn Gott mir noch zehn Jahre gewährte, ſo würde ich glauben, er habe mir die Ewigkeit geſchenkt.

Louiſe (tritt ein).

Herr Müller, Ihr Herr Vater fragt nach Ihnen.

Heinrich (ſeinen Hut nehmend).

Sie ſehen, gnädige Frau, mein Vater iſt wie ich, er berechnet die Flüchtigkeit der Zeit und will, daß ich ſie an ſeiner Seite zubringe.

Mad. Antoinette.

Ich verzeihe es ihm unter der Bedingung, daß Sie uns morgen einige Augenblicke Geſellſchaft leiſten.

Heinrich.

Um Sie noch trauriger zu machen?

Angelika.

Was thut das? Laſſen Sie uns etwas von Ihrer Trauer zurück und nehmen Sie ein Wenig von unſerer Heiterkeit mit ſich.

Heinrich.

Ich danke Ihnen. Ihr Frohsinn ist eine Folge Ihrer Herzensreinheit. Möge er lange dauern.

Mad. Antoinette (zu Louisen).

Nimm das Licht und leuchte Herrn Müller; wir haben an dieser Lampe genug.

Heinrich.

Meine Damen, ich wünsche Ihnen eine gute Nacht.

(Während er sich entfernt, und Louise ihn begleitet, küßt Alfred Angelika zärtlich die Hand.)

Angelika.

Herr von Alvimar, was beginnen Sie!

Mad. Antoinette (sich umsehend).

Hm!?

Alfred

(der Angelika's Arbeit aufhebt und ihr über[illegible])

Die Arbeit des Fräuleins war auf die [illegible] fallen; (zu Angelika) hier ist sie.

Zwölfte Scene.

Dieselben ohne Heinrich Müller und L[illegible]

(Mad. Antoinette setzt sich an den Tisch Angelika's. [illegible] gesellt sich zu ihnen, so daß er mitten zwischen [illegible] zu sitzen kömmt. Die beiden Damen nehmen ihre [illegible])

Mad. Antoinette.

Wie war es nur möglich, Herr von Alvimar, Ihre Schwester hier ganz allein schlafen konnte

Alfred.

Sie fürchtete ſich nicht im Geringſten. (Zu Angelika) Angelika, Ihre Hand! —

Mad. Antoinette.

In dieſem ungeheuern Zimmer?

Alfred (zu Mad. Antoinette).

Was hätte ſie auch zu beſorgen gehabt? (Zu Angelika) Bitte, bitte! —

Mad. Antoinette.

Bei dem geringſten Luftzuge, der die Vorhänge bewegt, fürchte ich immer, daß ſich Jemand dahinter verſteckt habe.

Alfred (leiſe zu Angelika).

Ach, Angelika, Angelika! (Laut zu Mad. Antoinette) Wenn Sie es wünſchen, will ich mit Ihnen eine Hausſuchung anſtellen. (Leiſe zu Angelika, die in Gedanken verſunken ihm ihre Hand überläßt) Tauſend Dank!

Mad. Antoinette.

Herr Müller und ich haben es ſchon gethan, und für dieſe Nacht fürchte ich mich nicht; allein das iſt eine Vorſicht, die man nie aus den Augen ſetzen muß. Sehen Sie, eine meiner Freundinnen — weißt Du noch, Angelika, was Frau von Caumont mir oft erzählte, was ihrer Mutter paſſirt war? — Aber Du arbeiteſt ja nicht, Angelika?

Angelika (verwirrt).

Doch, liebe Tante.

Alfred.

Fräulein Angelika hört Ihnen andächtig zu.

Mad. Antoinette.

Es ist eine schreckliche Geschichte; ich zittere jedes Mal, wenn ich daran denke.

Angelika

(zu Alfred, der seinen Kopf auf ihre Schulter lehnt).

Herr von Alvimar — um des Himmels willen —

Alfred.

Lassen Sie Ihr weiches Haar mein Gesicht berühren —

Mad. Antoinette

(welche die Lampe auf den Rand des Tisches stellt, um zu suchen).

Verzeihen Sie; ich habe meine Wolle fallen lassen.

Alfred.

Die Schwingen eines Engels, wenn sie mich berührten, würden mir kein so köstliches Gefühl verursachen. (Zu Mad. Antoinette) Erlauben Sie —

Mad. Antoinette.

(Während der folgenden Erzählung nähert sich Alfred Angelika'n und nimmt mehre Male ihre Hand. Stummes Spiel.)

Ich danke Ihnen; ich habe sie schon. Die Mutter der Frau von Caumont reiste also ganz allein mit einem kleinen Spitzhund, den sie sehr liebte. Im Walde von Compiegne wurde sie von einem Ungewitter überfallen, welches so heftig ward, daß die Pferde scheu wurden und durchgingen. Glücklicherweise rannten sie an einen

Meilenstein; es brach ein Rad, aber der Wagen wurde doch aufgehalten. Man bemerkte darauf Licht in einem einsamen Hause. Der Postillon klopfte an die Thüre und bat um Gastfreundschaft, die man ihm anfangs verweigerte; als er aber gesagt hatte, daß nur eine einzelne Dame bei ihm sei, öffnete sich die Thür, und ein Mann, der ganz das Ansehen eines Wilddiebes hatte, erschien auf der Schwelle. Als Frau von Caumont ihn sah, hätte sie gern die Hälfte ihres Vermögens darum gegeben, wenn sie nur ihren Weg hätte weiter fortsetzen können allein das war unmöglich. Sie gab sich Mühe ruhig zu scheinen, verbarg ihr Hündchen unter dem Mantel und bat den Wirth sie auf ihr Zimmer zu führen. Der Postillon erklärte, daß er die Nacht bei den Pferden zubringen wolle. Jenes Zimmer nun war entsetzlich feucht und in dem jämmerlichsten Zustande. Die Wände waren kahl und schwarz, und schlechte Vorhänge von rothem Stoffe hingen vor den Fenstern. Im Hintergrunde stand ein elendes Bett. Als der Mann fort war, erreichte die Angst der Frau von Caumont einen so hohen Grad, daß sie nicht einmal wagte das Zimmer zu untersuchen. Sie ging gerade auf das Bett zu und warf sich ganz angekleidet hinein, stellte das Licht, das nur einen matten Schein von sich gab, auf den Stuhl daneben und nahm den kleinen Hund zu sich. Das arme Thier zitterte an allen Gliedern und knurrte in Einem fort. Sie mochte ihm noch so viel und noch so zärtlich zu-

reden, er hörte nicht auf. Plötzlich richteten ſich ſeine Augen auf eine Stelle in der Ecke des Zimmers und blieben da haften. Seine Haare ſträubten ſich, und das Geknurre wechſelte mit Bellen ab. Frau von Caumont ſah wohl ein, daß daſelbſt etwas Verdächtiges ſeyn müſſe. Sie ſtrengte ihre Augen an und verſuchte es die Finſterniß zu durchdringen, da erblickte ſie unter dem Lappen von Gardine, der vor dem Fenſter hing — Herr von Alvimar, wollen Sie nicht gefälligſt die Lampe ein Wenig in die Höhe drehen — erblickte ſie zwei Beine. (Alfred dreht die Lampe verkehrt herum, ſo daß ſie auslöſcht.) Ach!

Alfred.

Verzeihen Sie meine Ungeſchicklichkeit.

Mad. Antoinette.

Rufen Sie! Läuten Sie!

Alfred.

Gleich, gleich! (Indem er Angelika umarmt) Angelika! Theures Weſen! (Sie will ſprechen.) Bedenken Sie —

Mad. Antoinette.

Herr von Alvimar, ſo rufen Sie doch!

Alfred.

O nur ein einziges Wort der Liebe! (Er küßt ſie. Sie ſtößt einen Schrei aus.)

Mad. Antoinette.

Was iſt Dir?

Angelika (auf einen Stuhl ſinkend).

Nichts, nichts. Ich ſterbe.

Alfred (an der Glocke ziehend).

Ihre Erzählung hat das Fräulein so erschüttert. (Zu Angelika) O erhole Dich, theuerste Angelika, erhole Dich, mein Leben. Weißt Du, wie ich Dich liebe? (Nach der Thüre laufend) Kömmt denn Niemand? die Leute sind immer so langsam. — (Louise kömmt mit zwei Wachslichtern.)

Madame Antoinette.

Ah! Ich lebe wieder auf.

Angelika (verlegen zu Alfred).

O, mein Herr! —

Mad. Antoinette.

Wie gütig Sie sind, Herr von Alvimar!

Alfred.

Ich war Schuld an dem Unfall und mußte ihn auch wieder gut machen. Aber es wird schon finster. Ich fürchte Ihre Gastfreundschaft zu mißbrauchen. — Befinden Sie sich besser?

Angelika.

Ja!

Alfred (zu Mad. Antoinette).

Ich rathe Ihnen die Verbindungsthür offen zu lassen.

Mad. Antoinette

Wo denken Sie hin? Ich schließe mich so fest wie möglich ein.

Alfred.

Wie Sie meinen. Ich wünsche Ihnen wohl zu

schlafen, meine Damen. (Zu Madam Antoinette, indem er auf Angelika zeigt) Sehen Sie, gnädige Frau? Fräulein Angelika kann sich noch nicht wieder von dem Schreck erholen, den Sie ihr gemacht haben. (Ihre Hand nehmend) Angelika, theuerste Angelika!

Mad. Antoinette.

Liebes Kind, Du mußt nicht so furchtsam seyn; dies Haus ist durchaus sicher.

Alfred.

Gewiß! und bedenken Sie vor allen Dingen, daß gar keine Gefahr vorhanden ist. Wenn Sie diese Nacht etwa ein Geräusch hören sollten, so brauchen Sie deshalb Ihre Frau Tante nicht zu stören. Wiederholen Sie es ihr doch, gnädige Frau, daß dies Haus ganz sicher ist

Mad. Antoinette.

Ich schwöre es Dir, daß an keine Gefahr zu denken ist.

Alfred.

Hören Sie, Fräulein?

Angelika.

Wie, liebe Tante? (bei Seite) Welch unbekanntes Gefühl!

Alfred.

Ist es Liebe?

Angelika.

Ich fürchte es sehr.

Alfred (Abschied nehmend).

Nochmals gute Nacht (ab).

Dreizehnte Scene.

Mad. Antoinette, Angelika.

Mad. Antoinette.

Ein charmanter junger Mann! nicht wahr, Angelika?

Angelika (zerstreut).

Ja, liebe Tante.

Mad. Antoinette.

So reine Gesinnungen! ein so edles Betragen! Das ist der Mann, den ich als Deinen Gatten sehen möchte.

Angelika.

Ja, liebe Tante.

Mad. Antoinette.

Aber obgleich ich als Deine Tante und Pathe einige Gewalt über Dich habe, so hängst Du doch von Deiner Mutter ab, die Dich liebt, Dich aber immer von sich entfernt gehalten hat. Sieh! ich habe zuweilen eine sonderbare Idee, nämlich, daß Deine Mutter sich wieder verheirathen wolle und fürchte, Deine Anwesenheit möchte ihren Plänen schaden. Nicht wahr?

Angelika.

Ja, liebe Tante.

Mad. Antoinette.

Was hast Du denn? Du antwortest ohne mich zu verstehen.

Angelika.

Ich? Nichts. Ich bin nur so müde.

Mad. Antoinette.

Soll ich mit Dir Dein Zimmer untersuchen?

Angelika.

Wie Sie wollen.

Mad. Antoinette.

Zuvor will ich die Thüre verschließen. (Sie verschließt die Eingangsthür doppelt, steckt von Innen den Schlüssel an, nimmt dann mit der einen Hand das Wachslicht und mit der andern den Arm Angelika's, die ihr zerstreut folgt.) So! nun laß uns die Zimmer besehen. (Sie öffnet das zu den Füßen des Bettes.) Nichts! Nun das andere. (Sie öffnet.) Angelika!

Angelika.

Liebe Tante?

Mad. Antoinette.

Da ist eine Thür.

Angelika.

Eine Thüre? Ja!

Mad. Antoinette.

Hast Du den Schlüssel dazu?

Angelika.

Den Schlüssel? Ich glaube es. Gute Nacht, liebe Tante!

Mad. Antoinette.

Gute Nacht, liebes Kind. Schlaf wohl! Und wenn Du Jemand hörst, so ruf' nicht gleich „Diebe!" Es wird Niemand kommen. Ruf' lieber: „Feuer!" Gute Nacht, mein Kind.

Angelika.

Gute Nacht, liebe Tante. (Mad. Antoinette geht in ihr Zimmer, das sie doppelt verschließt.) Was bewegt, beunruhigt mich denn so? — Alfred! — Ich glaube, ich habe ihm gesagt, daß ich ihn liebte. Kann man denn so leben, die Brust so bewegt, und die Stirn so brennend. Ist das Liebe? und verursacht die Liebe solche Schmerzen? Es muß im Leben noch Dinge geben, die ich nicht kenne, und die man mir verheimlicht hat.

Mad. Antoinette.

Angelika, hast Du Dich niedergelegt?

Angelika (auf den Knien, versucht zu beten).

Ich bete, liebe Tante. — Alfred, Alfred. — Gütiger Gott — Morgen, morgen werde ich ihn wiedersehen. Er wird mir wieder die Hand drücken. Er wird mit dem sanften Tone seiner Stimme zu mir sagen: Angelika, theuerste Angelika! Ach, das ist das erste Mal, daß mein Name mir so wohlklingend vorkommt. Angelika, theuerste Angelika! Alfred, theuerster Alfred! — Gütiger Gott! bewahre mein Herz. — Ich kann nur an ihn denken, nur von ihm sprechen, nur seinen Namen beten. Ein fester Schlaf wird mich bald zu ihm führen. O mein Gott, mein Gott! — (Sie tritt hinter die Vorhänge.)

Mad. Antoinette.

Angelika! Hast Du Dich schon niedergelegt?

Angelika.

Es wird sogleich geschehen seyn.

Mad. Antoinette.

Fürchtest Du Dich nicht?

Angelika.

Nein!

Mad. Antoinette.

Gute Nacht.

Angelika

(welche den Kopf durch die Vorhänge steckt und das Licht auf dem kleinen Tische ausbläst).

Gute Nacht, liebe Tante! (Sie zieht die Vorhänge zu und geht.)

Ende des ersten Actes.

II.

Die Gräfin von Gaston.

Personen:

Alfred von Alvimar.
Angelika.
Heinrich Müller.
Die Gräfin von Gaston.
Mad. Antoinette.
Müller der Vater.

Zweiter Act.

Der Saal auf ebener Erde. Die Thüre im Hintergrund geht auf die Straße. Zwei Seitenthüren; ein Kamin.

Erste Scene.

Mad. Antoinette, Angelika und Alfred (Thee trinkend), Heinrich (stehend und sich an den Kamin lehnend)

Heinrich.

Sie erlauben mir doch, meine Damen, bei Ihrem Thee anwesend seyn zu dürfen?

Mad. Antoinette.

Noch mehr; wir bitten Sie es mit uns zu theilen.

Heinrich.

Ich danke Ihnen; ich trinke des Morgens nur eine Taſſe Milch.

Alfred (zu Mad. Antoinette.)

Nun, gnädige Frau! Iſt die Nacht ohne einen Zufall vorübergegangen?

Mad. Antoinette.

Einen Augenblick fürchtete ich mich ſehr. Ich glaubte in Angelika's Zimmer Etwas zu hören; allein wahrſcheinlich hatte ich geträumt. Ich rief Dich auch, mein Kind, aber Du antworteteſt nicht. Haſt Du mich gehört?

Angelika (mit niedergeſchlagenen Augen).

Nein, liebe Tante.

Mad. Antoinette.

In Deinem Alter ſchläft man ſo feſt.

Heinrich.

Das Fräulein ſieht aber dieſen Morgen ſehr blaß und leidend aus.

Angelika.

Ich? Finden Sie das, Herr Müller? O nein! Sie irren ſich.

Mad. Antoinette.

Es iſt wirklich wahr. Meinen Sie nicht auch Herr von Alvimar?

Alfred.

Ich finde es nicht: Fräulein Angelika ist wie gewöhnlich gesund und blühend.

Mad. Antoinette.

Herr Müller, Sie sind Arzt; haben Sie ein Augenmerk auf meine Nichte, Sie müssen mir für sie stehen.

Angelika (leise zu Alfred.)

Ich sitze auf der Folter. Bringen Sie das Gespräch auf etwas Anderes.

Alfred.

Wie spät ist es, Herr Müller?

Heinrich.

Zehn Uhr.

Alfred.

Die Frau Gräfin bleibt recht lange —

Angelika.

Wenn nur kein Unfall —

Heinrich.

Was sollte sie zu befürchten haben?

Müller (der Vater).

Erlauben mir die Damen Ihnen meine Aufwartung zu machen?

Mad. Antoinette.

Bester Herr Müller, sein Sie willkommen.

Müller (der Vater).

Wie haben Sie sich in Ihrer neuen Wohnung befunden?

Mad. Antoinette.

Vortrefflich. Bitte, setzen Sie sich.

Müller

(sich neben seinen Sohn setzend, der noch immer steht).

Ich dachte es, daß ich Dich hier treffen würde, mein Sohn. Wie geht Dirs?

Heinrich (ihm die Hand reichend.)

Wohl, mein Vater.

Müller (der Vater).

Deine Hand brennt sehr.

Heinrich.

Das hat nichts zu bedeuten, lieber Vater.

Alfred.

Herr Müller, darf ich Sie fragen, ob das Portrait, das Sie heute Morgen in dies Zimmer trugen, von meinem Freunde Julius Raymond ist?

Müller.

Nein, mein Herr, es ist ein Portrait von meinem Sohne.

Alfred.

Gemalt von? —

Müller.

Von ihm selbst.

Mad. Antoinette.

Wie? Sie sind Maler, Herr Müller?

Heinrich.

Ja, gnädige Frau; es war mein Plan mich ganz dieser Kunst zu widmen.

Müller.

Aber die Aerzte haben es ihm verboten; die Ausdünstungen der Farben verursachten ihm Brustbeschwerden. Ich gebrauchte mein väterliches Ansehen und habe es dahin gebracht, daß aus dem Künstler ein Arzt geworden ist.

Heinrich.

Und der Arzt ist ungehorsam geworden, indem er wieder zur Palette griff.

Müller.

Ich habe nicht den Muth Dich dieses Fehlers wegen zu tadeln, wenn ich bedenke, daß Du mich in wenig Tagen verlassen wirst.

Mad. Antoinette.

Um zu reisen?

Heinrich.

Zuerst ins südliche Frankreich, von wo aus ich zugleich Paris besuchen werde. Die allzuscharfe Luft dieser Berge sagt mir nicht zu, und mein Vater drängt mich unaufhörlich sie zu verlassen. Ich habe ihm beim Abschiede ein Andenken hinterlassen wollen. Wenn man scheidet, so weiß Gott allein, wie lange die Trennung dauern soll.

Müller.

Unterdeß werde ich wenigstens glauben, wenn ich Dein Portrait ansehe, Dich selbst zu sehen, und wenn Du mir auch nicht antworten kannst, so werde ich doch zu Dir sprechen können.

Heinrich (seine Hand fassend).

Armer Vater.

Mad. Antoinette (aufstehend).

Herr Müller, wollten Sie uns das Portrait gefälligst zeigen?

Müller.

Sehr gern, meine Damen. Heinrich, reiche dem Fräulein Deinen Arm.

Alfred (leise zu Angelika).

Angelika, bleiben Sie!

Angelika.

Verzeihen Sie, Herr Müller, ich erwarte meine Muttter mit jeder Minute und möchte dies Zimmer nicht verlassen, weil die Fenster auf die Straße gehen.

Heinrich.

Bedürfen Sie meiner, lieber Vater?

Mad. Antoinette.

Gewiß! damit Sie unsere Complimente empfangen. (nimmt seinen Arm, ab.)

Zweite Scene.

Angelika, Alfred.

Alfred (schnell auf Angelika zugehend).

Angelika, theuerste Angelika! Fassen Sie sich!

Angelika.

O, mein Gott, mein Gott! —

Alfred.

Meine Geliebte —

Angelika.

O Alfred! Man wundert sich mit Recht über mein Aussehen. Ich fühle, daß ich in einer Minute zehn Mal roth und blaß werde; meine Thränen ersticken mich, und ich möchte mich so gerne ausweinen.

Alfred.

Suche Dich etwas zu beherrschen, geliebtes Mädchen.

Angelika.

Es mußte mir ein Unglück begegnen. Es war das erste Mal, daß ich einschlief ohne gebetet zu haben.

Alfred.

Brauchen Engel zu beten?

Angelika.

Es ist ein Verbrechen, nicht wahr?

Alfred.

Wenn es eines ist, so habe ich, so hat meine Liebe allein es begangen. O nein, nein! es ist kein Verbrechen, denn Du bist mein Weib vor Gott. Angelika, es ist kein Verbrechen; denn wenn ich strafbar wäre, könnte ich nicht so glücklich seyn.

Angelika.

Sie sind also glücklich?

Alfred,

Ich bin im Himmel.

Angelika.

Und mir verdanken Sie dieses Glück?

Alfred.

Dir, ja, Dir ganz allein. —

Angelika.

Sagen Sie nur das noch Einmal, damit ich weniger leide.

Alfred.

Ja Dir, Dir allein! Das ist hienieden das glückliche Loos des Weibes, Angelika. Gott hat es zur Erde niedersteigen lassen, um die Quelle jeder Seligkeit zu seyn; und jede Gunst, welche es dem Geliebten gewährt, ist ein Glück mehr, das es auf seinen Lebenspfad streut.

Angelika (traurig).

Ja so ist es. Es spendet Glück und behält die Schande.

Alfred.

Schande? Angelika! Wer wird je erfahren, daß unsre beiden Seelen ein Geheimniß theilen?

Angelika.

Wer es erfahren wird? Der, zu dem ich gestern zum ersten Male nicht gebetet habe.

Alfred.

Er wird es vergessen, wenn er uns beide kniend vor seinem Altare finden wird; und wie ein guter Vater wird er nur daran denken uns zu segnen.

Angelika.

O wäre der Augenblick nur schon da! dann, la-

ber Alfred, bis dahin werden mich Zweifel und Gewissensangst ohne Aufhören ängstigen.

Alfred.

Ich spreche noch heute mit Deiner Mutter.

Angelika.

Meine Mutter! — Sie wird kommen und wird mir die Stirn küssen wie damals, als sie noch rein und unschuldig war. Ach Alfred, wissen Sie auch gewiß, daß Gott den Müttern nicht die Gabe verliehen hat in den Herzen ihrer Töchter zu lesen?

Alfred.

Nein, liebe Angelika. Vertraue nur mir —

Angelika.

Ja, Sie haben Recht. Nehmen Sie mein Leben, ich gebe es Ihnen. Nicht wahr, in Ihrer Hand liegt es jetzt es glücklich oder elend machen? O vergessen Sie es nie, Alfred, was für ein junges und reines Leben ich Ihnen überlieferte; denn mir gehört es nicht mehr, selbst wenn ich es auch nicht geben wollte. Ich habe alle Macht darüber verloren. Ich war schwach, ich stützte mich auf Sie. Von nun an werden Sie allein mein Gott seyn. Ihr Wille wird meine Freude oder meinen Schmerz ausmachen. Ich werde nur leben; das ist Alles! Sie werden für mich athmen und handeln.

Alfred.

O verlaß Dich auf meine Liebe.

Angelika.

Sie würden nicht glücklich seyn, wenn Sie mich täuschten, Sie könnten es nicht seyn. Im Innern der Seele würde Ihnen eine Stimme zurufen: Es gab einmal ein reines, unschuldiges, glückliches Mädchen; sein Glück kam ihm von Gott, nur ich, ich habe ihm in einem Anfall von Laune, aus Scherz, dieses Glück geraubt; und diese schändliche Handlung, die in meinem Leben nur die Erinnerung einer Minute ausmacht, ist für die Unglückliche eine Ewigkeit der Schande und Verzweiflung. O Alfred, Alfred! das wird, das kann nicht seyn.

Alfred.

Nein, Angelika, ich schwöre es Dir bei Allem, was heilig ist. —

Angelika.

O, Dank! mein Geliebter! Sie sind so gut; nicht wahr, Sie lieben mich?

Alfred.

Unendlich! und Du?

Angelika.

Ich? Ich kann es nicht sagen, ob ich Sie liebe, denn ich kenne die Liebe nicht: aber so viel weiß ich, daß ich mein Blut, mein Leben hingeben würde, um Ihnen einen Schmerz zu ersparen.

Alfred.

Engel meines Lebens! Und nun hast Du keine Furcht mehr?

Angelika.

Wenigstens will ich keine mehr haben.

Alfred.

Du vertrauſt mir?

Angelika.

Mit ganzer Seele.

Alfred.

Nun ſo höre, Angelika. Gehe wieder zu den Uebrigen; denn unſre beiderſeitige Abweſenheit könnte Verdacht erregen. Unterdeß werde ich ſelbſt auf der Straße nach Spanien Deiner Mutter entgegen gehen. Ich möchte der Erſte ſeyn, der ſie ſieht, und wünſchte auch, daß ſie mich eher ſähe als die Andern. Sie wird es nicht wagen den Berg hinunter zu fahren. Ich werde ihr begegnen und ſie ſprechen, und wenn wir ankommen, werde ich kein Fremder mehr für ſie ſeyn.

Angelika.

Ja, ja, das iſt ſchön. Möge Gott Euch zuſammenführen.

Alfred.

Woran erkenne ich ſie?

Angelika.

Meine Mutter iſt jung, hübſch und brünett.

Alfred.

Jung?

Angelika.

Ja. Meine Mutter iſt nicht älter als 31 Jahr

und sehr schön, schöner als ich. Verlieben Sie sich nicht etwa in meine Mutter, mein Herr.

Alfred.

Welch thörichter Gedanke!

Angelika.

Leben Sie wohl, mein Freund, und denken Sie an die arme Angelika, die keinen andern Gedanken als Sie hat.

Alfred.

Es soll keine Minute vergehen. (Angelika wirft ihm einen Kuß zu und tritt in das anstoßende Zimmer. Alfred wird nachdenkend; dann sagt er:) Wahrhaftig, ich werde da ein hübsches Weibchen haben! (Er hängt seine Flinte um und ist im Begriff durch die Thür im Hintergrunde zu gehen, als Heinrich Müller aus der Seitenthür tritt.)

Dritte Scene.

Heinrich, Alfred.

Heinrich.

Herr von Alvimar, zwei Worte, wenn ich bitten darf.

Alfred.

Ich stehe zu Befehl.

Heinrich.

Ich wünschte die Ehre zu haben, mit Ihnen von Fräulein von Gaston zu sprechen.

Alfred.

Ich höre.

Heinrich.

Darf ich Sie bitten mir zu verſprechen, daß dies Geſpräch unter uns bleibt?

Alfred.

Ja.

Heinrich.

Auf Ehre?

Alfred.

Auf Ehre.

Heinrich (ihn feſt anſehend).

Sie lieben Angelika von Gaſton.

Alfred.

Die Frage iſt ſehr freimüthig.

Heinrich.

So ſei es die Antwort nicht minder.

Alfred.

Zuvor müßte ich doch wiſſen, aus welchem Grunde ſie geſtellt iſt.

Heinrich.

Ich liebe Fräulein von Gaſton.

Alfred.

So ſind wir Nebenbuhler.

Heinrich.

Mit dem Unterſchiede, mein Herr, daß die meine eine verſchwiegene, traurige, unendliche Liebe iſt, die ſie, die Niemand je erfahren ſoll; denn ich habe Ihr Wort, daß dieſes Geſpräch kein Echo finden wird.

Alfred.

Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen zu bemerken, daß ich nicht sehr den Zweck dieser Mittheilung begreife, die, wie Sie mir zugeben werden, von meiner Seite wenigstens nicht verlangt worden ist.

Heinrich.

Ich will mich also erklären. Ich werde niemals zu Angelika sagen: Ich liebe Sie; denn ich kann nicht ihr Gatte seyn. Sie werden aber begreifen, daß der, dem ich diesen Platz abtrete, und der ihr sagen wird: Ich liebe Sie! ihr Gatte werden muß.

Alfred.

So sehr ich auch die Wahrheit dieses Axioms anerkenne, so werden Sie doch zugeben, mein Herr, daß ich, Ihnen gegenüber, mich der Anwendung desselben entziehen könnte. Da indeß meine Absichten rein und ehrlich sind, so nehme ich keinen Anstand Ihnen zu antworten. Meine Stellung in der menschlichen Gesellschaft erlaubt mir mich um die Hand des Fräuleins von Gaston zu bewerben, und ich denke noch heute mir die Einwilligung der Mutter zu erbitten.

Heinrich.

Und ohne Zweifel fühlen Sie im Herzen alle die Liebe, welche erforderlich ist um dies Mädchen glücklich zu machen.

Alfred.

Hier glaube ich, mein Herr, hört Ihr Recht zu fragen auf, oder wenigstens meine Bereitwilligkeit zu

antworten. Fräulein von Gaston scheint mir die Einzige zu seyn, der es zukömmt, meine Gesinnungen in Bezug auf sie zu untersuchen, und ich habe auf Ihre Frage nur zu antworten, daß sie mich liebt.

Heinrich.

Sie liebt Sie?

Alfred.

Ich bin davon überzeugt.

Heinrich.

So habe ich nichts mehr zu sagen. Machen Sie Angelika glücklich.

Alfred.

Hatten Sie noch ein anderes Anliegen?

Heinrich.

Nein, mein Herr.

Alfred.

So werden Sie mir erlauben — (nähert sich der Thür; Heinrich verneigt sich. Alfred ab.)

Heinrich

(seufzend, nachdem er Alfred schweigend nachgesehen).

Es giebt doch glückliche Menschen! — Gott schüttete alle Güter dieses Lebens in ihre Wiege. Es giebt doch glückliche Menschen!

Vierte Scene.

Heinrich, Mad. Antoinette, Angelika, Müller d. V.

Angelika.

Wirklich, es ist ungemein getroffen! (An die Thüre

gehend). Man sieht noch nichts von dem Wagen meiner Mutter?

Müller d. V.

Ich will Jemand zu Pferde abschicken.

Angelika.

O, haben Sie die Güte.

(Müller ab.)

Heinrich.

Ich halte es für überflüssig, Fräulein, da Herr von Alvimar, den ich eben sprach, denselben Weg genommen hat.

Angelika.

Wie! Sie sprachen Herrn von Alvimar? —

Heinrich.

Ich mußte von ihm über etwas Aufschluß haben, den er mir gegeben hat.

Angelika.

Aufschluß? —

Mad. Antoinette.

Was hast Du denn, Angelika?

Angelika.

Nichts, liebe Tante.

Mad. Antoinette.

Nimm Deine Arbeit.

Angelika.

Ich bin mit der Pelerine, die ich für meine Mutter gestickt habe, fertig.

Mad. Antoinette.

So ſetze Dich zu mir.

Angelika

(zu Heinrich, der ihr einen Stuhl reicht).

Ich danke Ihnen, Herr Müller. (Sie ſetzt ſich auf ein Tabouret zu den Füßen ihrer Tante und ſtützt den Ellenbogen auf ihren Schooß.) Meine gute Tante! —

Mad. Antoinette.

Nun? Deine gute Tante? — Was willſt Du von Deiner guten Tante? — Weißt Du was, Angelika? Als Du noch ein Kind warſt, wenn Du Dich da ſo zu meinen Füßen ſetzteſt und: meine gute Tante! ſagteſt, ſo hatteſt Du immer etwas begangen, das ich Dir vergeben ſollte.

Angelika.

Aber, liebe Tante, ich habe nichts gethan.

Mad. Antoinette.

Ich beſchuldige Dich auch nicht. Ueberdies biſt Du kein Kind mehr; Du biſt bald 16 Jahr alt.

Heinrich

(ſie fixirend und ſich auf den Stuhl der Tante lehnend).

Sie leiden?

Angelika.

Mein Herr, warum ſollte ich leiden?

Heinrich.

Das iſt nun ſchon in kurzer Zeit das dritte Mal, daß Sie die Farbe wechſeln.

Angelika.

Sie selbst sind ja in diesem Augenblick sehr blaß.

Heinrich.

Gerade deshalb. Ich leide ja auch.

Mad. Antoinette.

Wie Sie in diesem Augenblick Ihrem Portrait ähnlich sehen! Ich habe manchmal geglaubt, daß dieses junge Herz von einer stillen Liebe erfüllt sei.

Heinrich.

Liebe? Kann ich denn lieben? —

Angelika.

Zweifeln Sie an dem Daseyn der Liebe?

Heinrich.

An der Liebe zweifeln! davor behüte mich Gott, mein Fräulein. Ich habe noch nicht genug die Güter dieser Welt gekannt, um sie zu lästern; und gesetzt auch, ich lernte sie je kennen, so werde ich zu schnell von ihnen scheiden, um ihrer überdrüssig zu seyn und an ihnen zweifeln zu können. — An der Liebe zweifeln! — Zweifle ich denn an der Sonne, die allein mich leben läßt? Die des Morgens diese Berge aus Nacht hervorzieht, am Mittage sie belebt, ihre Strahlen darüber ausgießend und sie am Abend noch vergoldend in dem Augenblick, wo sie ihnen Lebewohl zuruft. O nein! der Himmel ist mein Zeuge, daß ich an eine tiefe, heiße, unendliche Liebe glaube, an eine Liebe, die sich unsers ganzen Wesens bemächtigt, die uns in dieser Welt eine Gefährtin giebt, welche wir

in jener wiederzufinden hoffen, und die nach uns unsern Namen noch in andern Wesen, welche die Liebe eben so beglücken wird, als sie uns beglückt hat, auf dieser Erde fortleben läßt.

Mad. Antoinette.

Und warum wollen Sie einem Glück entsagen, das Sie so schön zu malen verstehen?

Heinrich.

Warum? — Warum sagte Fräulein Angelika so eben, daß ich blaß sei? Warum sagte sie mir, daß ich weinte, wie ich meinen Vater umarmte? Warum? Weil mein Gang durch das Leben ins Stocken geräth, weil ich fühle, daß die Luft mir fehlt, und der Horizont zu eng ist, weil meine Mutter in meinem Alter starb, weil ich eine Schwester in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre verloren habe, weil endlich mein Vater (bitter lachend), wie er Ihnen diesen Morgen selbst sagte, mich der Malerei abtrünnig gemacht hat, da die Farben meiner Brust schädlich waren.

Angelika.

Gesetzt daß solche Befürchtungen für Ihre Gesundheit vorhanden sind, so wollte Ihr Herr Vater, indem er aus Ihnen einen Arzt machte, daß Sie selbst besser über Ihre Gesundheit, die ihm so theuer ist, und an der Alle, die Sie kennen, so großen Theil nehmen, wachen könnten.

Heinrich.

Und was hat er gewonnen? Halten Sie den Men-

schen für glücklich, dem Gott es verliehen hätte in seinem Leben die Stunde zu wissen, in der er sterben muß? — Nun! dieser Mensch bin ich. Ich blicke in mein Leben hinein und sehe den Tod mir gegenüber. Ich fürchte ihn nicht, und doch lehne ich mich gegen ihn auf, obgleich ich die Unmöglichkeit einsehe ihn zu bekämpfen. Verzehrt von diesem innerlichen Feuer, das mein Blut sieden macht, zähle ich jeden Abend einige Schläge mehr in meinen Pulsadern; jeden Morgen erhebe ich mich nach einer fieberhaften Nacht durch den Schlaf geschwächter und abgematteter, als ein Anderer es durch Wachen seyn würde. Jede Stunde, die in meiner Umgebung ein Glück bringt, nimmt mir eine Hoffnung. Und ich soll lieben? soll geliebt werden? soll mein Weib zur Wittwe machen, ehe ich sie beglückt habe? soll meinen Kindern, welche jung sterben werden, eine Krankheit vermachen, die mir meine Mutter vermachte, als sie jung starb? Ich soll die Liebe kennen? — O wenn ich sie in meinem brechenden Herzen erkennte, ich würde sie, aus Furcht, daß ein Weib sie theilte, dort einschließen und vor Aller Augen verbergen, ich würde sie mit meinen beiden Händen ersticken, und sollte ich mir die Brust zersprengen.

Angelika.

Um Gott! Herr Müller!

Heinrich.

Ich glaube an das Leben, an die Ehre der Män-

ner, an die Reinheit der Frauen. Ich begreife ein unendliches Glück, eine unendliche Wonne jenseits dieses Horizontes, der meinen Gesichtskreis beschränkt. — Ach! Angelika, beklagen Sie mich! Von Ihnen beklagt zu werden tröstet mich vielleicht.

Angelika.

Ich bedaure Sie aufrichtig, aber ich glaube Ihnen nicht.

Heinrich.

Und dann, Angelika! Sonst war ich gut; jetzt bin ich böse und neidisch. Ich kann keinen Mann sehen, der durch seine Kraft dazu bestimmt ist lange Jahre zu leben, zu lieben, geliebt zu werden; denn die Liebe ist das Einzige, was ich dem Leben abtrotzen möchte. Ich kann diesen Menschen nicht sehen, ohne Gott zu fragen, was er Gutes und was ich Böses gethan habe. Wenn ich athemlos unsere Pyrenäen erklimme in der Hoffnung, daß die reinere Luft leichter zu athmen sei, und sehe unterwegs einen jungen Baum voller Säfte, so werde ich eifersüchtig auf diese Lebenskraft, die ich nicht besitze. Wenn auf meinem Pfade sich eine frische, im Sonnenscheine zitternde Blume erschließt, so zertrete ich sie mit den Füßen. Ja, ich habe verzweifelte Augenblicke, wo ich dieses Leben voller Leiden noch zu lang finde und es durch Selbstmord enden möchte.

Angelika und Mad. Antoinette
(auf ihn zu gehend).

Bester Herr Müller!

Heinrich.

Ja; denn durch meine eigene Hand sterbend bliebe mir noch im letzten Augenblick die Wahrscheinlichkeit, daß ich hätte länger leben können, und daß ich nicht vor Gott verflucht sei. Verzeihen Sie meine Reden; aber seit die Engel nicht mehr auf die Erde herabsteigen, muß man sich wohl gegen die Frauen beklagen. Gegen einen Mann hätte ich für tausend Lebensjahre nicht diese lächerlichen Klagen entschlüpfen lassen.

Mad. Antoinette.

Sie armer Mensch!

Angelika.

Wie bedaure ich Sie!

Heinrich (bei Seite).

Glücklicher Alfred! (Laut und zitternd) Ein Wagen, Fräulein!

Angelika.

Sehen Sie, Herr Müller, das hatte ich nicht einmal gehört und doch — doch ist es der Wagen meiner Mutter.

Heinrich.

Wie gut Sie sind! (Der Postillon öffnet den Kutschenschlag. Alfred springt heraus und reicht der Gräfin von Gaston die Hand. Sie steigt aus.)

Angelika (zu ihr eilend).

Mutter, liebe Mutter! (Sie betrachtend) Mein Gott, was fehlt Ihnen?

Mad. Antoinette.

Sie wird von Räubern angefallen worden seyn.

Fünfte Scene.

Die Vorigen, die Gräfin (an der einen Seite von Alfred, an der andern von Angelika unterstützt).

Die Gräfin.

Sei unbesorgt, liebes Kind. Es ist nur ein Ueberbleibsel von dem erlittenen Schreck, was mich zittern macht. Aber Du! laß sehen, wie Du aussiehst? Nun! ich bin zufrieden. Ah, die gute Tante! Ihr hättet mich bald nicht wiedergesehen.

Angelika.

Mein Gott, was ist Ihnen denn begegnet?

Die Gräfin.

Bedanke Dich zuvor bei diesem Herrn; denn ohne ihn würdest Du Deine Mutter nicht umarmt haben.

Angelika.

O mein Herr! —

Die Gräfin.

Verzeihen Sie, Herr Müller, ich hatte Sie noch nicht gesehen.

Angelika

(den Augenblick benutzend, wo sie Niemand bemerkt).

Theurer Alfred!

Mad. Antoinette.

Wie viel Räuber hat er getödtet?

Die Gräfin.

Es ist nicht die Rede von Räubern, liebe Tante; wohl aber von meiner Thorheit, die mich trotz meiner einunddreißig Jahre doch noch immer Kinderstreiche begehen läßt. Ich hatte von dem sogenannten Loch der Bastide sprechen hören und wollte es sehen. Ich ließ den Wagen halten und schlug ohne Begleitung den Fußsteig ein, der dahin führt. Du kennst doch die Stelle, Angelika?

Angelika.

O ja, liebe Mutter. Es ist ein ungefähr 80 Fuß tiefer Abgrund, in den sich von oben herab ein köstlicher Wasserfall stürzt. Allein gesehen habe ich ihn nicht; denn ich wagte mich nicht bis an die Spitze des Felsens, von wo aus man ihn vortrefflich sehen soll.

Die Gräfin.

Nun gut. Ich, Deine Mutter, war thörichter als Du, und Dir kömmt es zu mich auszuzanken. Ich ging bis an diese Felsenspitze, und als ich am äußersten Ende angekommen war, sah ich den Abgrund in seiner ganzen Tiefe. Einen Augenblick lang überließ ich mich ungestört dem Eindrucke dieses Schauspiels; bald aber machte die herabstürzende und als Staub wieder aufspringende Cascade, das Gebrause des Wassers, wie es sich in dem selbstgegrabenen Becken umherwälzte, der Dunst, der wie eine Wolke in die Höhe stieg, auf mich einen solchen Eindruck, daß ich die Augen abwandte. Ich blickte auf die feuchte und glatte

Felsenzunge, auf der ich stand, und die kaum Raum genug hatte für meine beiden Füße. Ich schauderte und wollte zurück, aber ich fühlte, daß ich bei der geringsten Bewegung das Gleichgewicht verlieren würde. Nun richtete ich die Augen wider meinen Willen auf den Abgrund; da glaubte ich auf dem Boden des gähnenden Abgrundes in dem schäumenden Wasser den Dämon des Schlundes zu sehen, wie er lachte und mich zu rufen schien. Es war eine vollständige Bezauberung. Der Himmel drehte sich über mir; die Erde schwand unter meinen Füßen; ich fühlte, daß mich die Besinnung verließ. Ein Gedanke, schnell wie der Blitz, brachte mir plötzlich alle Erinnerungen an mein Daseyn wieder. Ich dachte an vergessene Dinge. Ich erblickte in einer Vision alle mir theuern Wesen; ich fühlte, daß ich mich unwillkürlich vorwärts beugte; ich stieß einen furchtbaren Schrei aus, einen Abschiedsruf an die Schöpfung; ich schloß die Augen und ließ mich gehen — da ergriff mich ein eiserner Arm und zog mich fort. Weiter fühlte ich nichts; denn meine Besinnung hatte mich verlassen. — (Sich in die Arme ihrer Tochter werfend) O umarme mich noch einmal, meine Tochter, noch einmal! — (Zu Alfred) Aber wissen Sie wohl, daß Sie sich mit mir ins Verderben stürzen konnten?

Alfred.

Ich konnte Sie retten, gnädige Frau, und nur daran dachte ich.

Angelika.

Aber wie kam es, daß Sie gerade in dem gefährlichen Augenblicke ſich dort befanden, an einer von der Straße ſo entfernten Stelle?

Alfred.

Das iſt ſehr einfach. Ich ging auf der Heerſtraße ſpazieren und ſah einen Wagen halten. Ich fragte den Poſtillon, wem er gehöre? Er antwortete mir: einer jungen und ſchönen Dame. Die Neugier trieb mich Ihnen zu folgen.

Angelika.

O ſagen Sie lieber: die Vorſehung. Ich danke Ihnen zum zweiten Male.

Alfred (leiſe).

Still! Der Umſtand kann uns nützlich werden.

Heinrich (bei Seite).

Dieſem lacht doch immer das Glück! (Laut zur Gräfin) Ich hoffe, gnädige Frau, daß Ihr Schreck keine Folgen haben werde. (Er grüßt, um zu gehen.)

Die Gräfin.

Sie wollen uns ſchon verlaſſen?

Heinrich.

Ich überlaſſe Sie ganz Ihrer Fräulein Tochter; denn Jeder von uns raubt ihr etwas von dem Vergnügen, das Ihre Ankunft ihr verurſachen muß.

Die Gräfin.

Ich werde das Vergnügen haben Sie noch vor meiner Abreiſe zu ſehen.

Heinrich.

Ist die schon so nahe?

Die Gräfin.

In einer Stunde breche ich wieder auf.

Heinrich.

So werde ich die Ehre haben mich bei Ihnen zu empfehlen. (Zu Alfred) Erinnern Sie sich an Ihr Versprechen, Herr von Alvimar!

Alfred (zu Heinrich, der abgeht).

Ich bleibe um es zu lösen.

Sechste Scene.

Die Vorigen ohne Heinrich.

Angelika.

Sie wollen uns schon so bald wieder verlassen, liebe Mutter?

Die Gräfin.

Ja, liebes Kind. Ich erhielt zu Madrid, nebst der Nachricht von der Revolution, einen Brief von dem neuen Kriegsminister. Er ist, wie Du weißt, ein alter Freund Deines Vaters. Er dringt in mich zurückzukehren, denn er macht mir Hoffnung, als die Wittwe eines Generals die Pension zu bekommen, welche das andre Gouvernement mir immer verweigert hat. Nur selten weht der Hauch der Gunst und ist schnell vorübergehend; ich muß mich beeilen, während es Zeit ist.

Angelika (mit Zeichen von Unruhe).

Und nehmen Sie mich mit, liebe Mutter?

Die Gräfin.

Nein, mein Kind.

Angelika.

O, Sie thun ſehr recht, denn meine Geſundheit —

Die Gräfin.

Beunruhigt mich nicht im Geringſten; denn ich finde, daß Du ſehr wohl ausſiehſt. Auch iſt das nicht der Grund, weshalb ich Dich hier laſſe, ſondern, wenn ich nach Paris komme, werde ich Vieles zu ordnen haben und mich nicht genug mit Dir beſchäftigen können. Ich will Dir ſchreiben zu kommen, ſobald meine Geſchäfte beendigt ſind.

Angelika.

Wann Sie wollen, liebe Mutter.

Mad. Antoinette.

Ja, aber dazu bedarf es noch meiner Einwilligung; denn ich denke ſie mit mir nach dem Dauphiné zu nehmen.

Die Gräfin.

Liebe Tante, Sie wiſſen, daß Angelika Ihre Tochter iſt, und daß ich Ihnen alle Rechte über ſie abgetreten habe. Machen Sie alſo mit ihr, was Ihnen gut dünkt.

Mad. Antoinette.

Da Du indeß abreiſeſt, ſo möchte ich Dich bitten mir einen Brief an die Priorin des Kloſters, wo An-

gelika erzogen worden ist, zu besorgen. Du weißt, es ist meine Freundin.

Die Gräfin.

Herzlich gern, Tantchen.

Mad. Antoinette.

Gut, so will ich gleich gehen und schreiben.

Angelika.

Liebe Tante, soll ich Ihren Secretair machen?

Mad. Antoinette.

Ja, liebe Kleine, komm!

Angelika.

Sie erlauben es, liebe Mutter?

Die Gräfin.

Ja! Geh nur!

(Mad. Antoinette und Angelika ab.)

Siebente Scene.

Die Gräfin, Alfred.

Die Gräfin (zu Alfred, der seinen Hut nimmt).

Sie wollen gehen, mein Herr?

Alfred.

Ich fürchte unbescheiden zu seyn, wenn ich länger bleibe.

Die Gräfin.

Glauben Sie das nicht! Denken Sie doch, daß ich in einer Stunde reise, daß ich Sie vielleicht nie wiedersehe, daß ich noch nicht einmal Zeit gehabt habe

Ihnen ganz meinen Dank auszusprechen, und daß, wenn Sie mich jetzt verlassen, ich nicht einmal den Namen meines Retters weiß —

Alfred.

Ich danke Ihnen, gnädige Frau, denn mich betrübte schon die niederschlagende Ueberlegung, daß das Leben des Menschen von so entgegengesetzten Fäden regiert wird, daß uns der Zufall zuweilen auf den Weg eines Menschen wirft, uns dort gerade so lange läßt, ihn kennen zu lernen, uns dann an einen ganz entgegengesetzten Pol schleudert, ohne Hoffnung ihn je wiederzusehen, und stets bedauernd ihn gesehen zu haben.

Die Gräfin.

Gehörten Sie zu dem alten Hofe?

Alfred.

Warum diese Frage, gnädige Frau?

Die Gräfin.

Weil Ihre feine Galanterie nach dem Faubourg Saint-Germain schmeckt. —

Alfred.

Sie haben Recht, gnädige Frau. Ich bin ein Baron von Alvimar. Ich erfreute mich bei der alten Königsfamilie eines gewissen Credits und verdankte einigen Diensten einen Orden, eine Pension und einen Titel.

Die Gräfin.

Und durch den Fall der Bourbons haben Sie Alles verloren?

Alfred.

Ich weiß es nicht. Aber ich gestehe, daß ich es fürchte.

Die Gräfin.

Haben Sie sich erst nach der Revolution verbannt?

Alfred.

Nein, gnädige Frau. Ich sah die Katastrophe schon eine Zeit lang vorher. Ich versuchte vergebens unsern Staatsmännern begreiflich zu machen, daß der Weg, den man verfolgte, kein populairer sei, und wie selbst für das Genie der Weg des Despotismus von unzähligen Abgründen unterbrochen ist. Ich kam so oft auf diesen Gegenstand zurück, daß man mir eines Tages zu verstehen gab, mein Freimuth mißfalle höhern Orts. Solche halbe Mittheilungen sind sehr leicht zu verstehen. Ich verließ daher Paris, innerlich die Verblendung derer, denen ich Alles verdankte, beweinend. Meine Prophezeihung ist nur zu bald eingetroffen, und ich habe bis hieher das Krachen des einstürzenden Thrones und den Aufschrei der Freude und Freiheit des Volkes gehört.

Die Gräfin.

Gut, Herr von Alvimar. Da sich aber jetzt Alles auf neuen Grundlagen reformirt, was hindert Sie da frei sich der neuen Dynastie anzuschließen? Das alte Gouvernement hat Sie durch seine Undank-

barkeit aller Ihrer Verpflichtungen entbunden. Die gestern in Ungnade lebten, sind heute die Begünstigten, und wenn Sie einer Versöhnung mit der Sache der Freiheit bedürfen, so wird es mir leicht seyn Ihnen dazu alle Wege zu öffnen.

Alfred.

O, gnädige Frau! —

Die Gräfin (ihm die Hand reichend).

Was ich auch für Sie thun mag, bleibe ich nicht immer Ihre Schuldnerin?

Alfred.

Tausend Dank für Ihr gütiges Anerbieten, gnädige Frau, aber ich kann es nicht annehmen. Ich müßte fürchten, daß, verlassen wie ich bin, man meinen Schritt, wenn ich mich dem neuen Gouvernement anschlösse, mir eher als Berechnung denn als politische Ueberzeugung auslegte.

Die Gräfin.

So heirathen Sie, das giebt Ihnen Familienverbindungen. Man bemüht sich alsdann Ihretwegen. Sie bitten nicht mehr, Sie nehmen nur an; das ist Alles.

Alfred.

Ich habe wohl daran gedacht; aber wie ist es wahrscheinlich, daß in meiner Lage, mit keinem andern Vermögen, als was man vor der Revolution meine diplomatischen Talente nannte, eine mächtige Familie sich dazu hergäbe einen durch den politischen

Sturm entwurzelten Baum in die Erde der Gunst zu verpflanzen?

Die Gräfin.

Ich glaube, daß Sie die Welt und sich selbst falsch beurtheilen. (Lächelnd) Soll ich Ihnen eine Frau suchen? Und wenn Sie nicht gar zu schwer zu befriedigen sind —

Alfred.

O gnädige Frau, aus Ihren Händen verspreche ich sie blindlings anzunehmen. (Indem er ihr aufmerksam ins Gesicht sieht) Kehrt Fräulein Angelika nicht mit Ihnen nach Paris zurück?

Die Gräfin.

Nein; ihre Gesundheit verlangt große Aufmerksamkeit. Die Bälle, die Abendgesellschaften, die Nächte, die sie tanzend und wachend zubrächte, würden sie tödten.

Alfred.

Aber Sie, gnädige Frau, die Sie mir so eben den Rath geben mich zu vermählen, denken Sie nicht daran ihr einen Gatten zu geben?

Die Gräfin.

Angelika ist ja noch ein Kind.

Alfred.

Von sechzehn Jahren, und Sie, gnädige Frau, haben sich gewiß früher verheirathet.

Die Gräfin.

Das ist wahr. Aber hören Sie. Sie haben mir

gebeichtet, ich will eben so aufrichtig seyn. Die Art unserer Bekanntschaft, Ihre Aufopferung, meine Dankbarkeit haben unter uns ein zutrauliches Verhältniß hergestellt, das sonst nur das Resultat einer sehr langen Bekanntschaft zu seyn pflegt. Ich will Ihnen also meine Pläne mittheilen, wie ich sie einem erprobten Freunde erzählen würde. Ich bin aus der Zeit des Kaiserthums, und wenn Ihre Galanterie Sie vielleicht verleitet daran zu zweifeln, so muß meine Aufrichtigkeit, die eine der Tugenden jener Epoche ausmachte, Sie davon überzeugen. Ich war während der kurzen Zeit, die zwischen dem zweimaligen Fall des Kaiserthums mitten inne liegt an den General Gaston verheirathet. Napoleon, wie Sie wissen, war ein Gott des Krieges. Mein Mann, dessen Ideal er war, knüpfte nach des Kaisers Rückkehr von Elba sein Schicksal an das des Siegers. Er fiel bei Waterloo. Sein Tod verdammte mich zur Einsamkeit. Bald gab ich einem Kinde, das nie seinen Vater sah, das Leben. Dieses Kind ist Angelika. An dem Tage ihrer Geburt ward ich sechzehn Jahre alt. Kaum daß ich nur oberflächlich die Wonnen des Lebens gekostet hatte, ließ mich die Sorgfalt, die ich meinem Kinde widmete, alle Seligkeit der Mutterliebe schmecken. Die Ungnade, die sich an den Namen meines Mannes knüpfte, ließ mich kaum ein besseres Loos erwarten. Tante Antoinette, als Pathe meiner Tochter, wollte ihre Erziehung übernehmen und brachte Angelika auf

eines ihrer Landgüter, so daß wir fast die Rollen wechselten, und sie ihre Mutter, ich die Tante ward. So geschah es, daß ich fast funfzehn Jahre im einsamen Wittwenstande verlebte, als eben jetzt mein Schicksal plötzlich einen andern Charakter annimmt. Der Brief, den mir der Minister schrieb, beweist, daß ich mich einigen Einflusses zu erfreuen haben werde. Doch was nützt der mir? Welche Gunst hat ein Weib zu erbitten? Allein ich vermag viel für einen Mann, der durch mich eingeführt wird. Dieser Einfluß setzt mich in den Stand, sein Vermögen, wenn er welches hat, zu verdoppeln, oder ihm eine Stellung zu verschaffen, wenn er keine hat. Und, mein Herr, wenn man mir sagt, daß ich schon zu alt und nicht hübsch genug mehr bin um an eine zweite Verbindung zu denken, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich Eigenliebe genug besitze um es nicht für unmöglich zu halten.

Alfred.

In der That, gnädige Frau —

Die Gräfin.

Sie sind zu galant, um nicht meiner Meinung zu seyn, das wußte ich wohl.

Alfred.

Aber ich sehe nicht ein, warum dies Fräulein Angelika hindern sollte —

Die Gräfin.

Verzeihen Sie. Wenn ich vor mir meine Tochter verheirathe, so gebe ich mir in meinem Schwiegersohn

einen Herrn, der das Recht haben wird mein Leben zu controlliren; der, wenn ich eine zweite Wahl treffe, zu meiner Tochter sagen wird: Angelika, Deine Mutter hat den Verstand verloren! sie ist nahe daran Großmutter zu werden, und will wieder heirathen? — Wissen Sie, daß er dann vielleicht Recht hat? Angelika ist kaum 16 Jahre alt; sie kann sehr wohl noch ein bis zwei Jahre warten. Ich bin über 31; ist es da nicht natürlicher, daß ich zuvor meine Stellung sichere, daß ich meinen Einfluß zu Gunsten des Mannes anwende, der diesen statt der Mitgift annehmen will? Ich bin beinahe überzeugt, daß ich für meinen Gatten, oder für den Mann, der auf dem Punkte steht es zu werden, Alles erlangen kann, was ich bitten werde, und vielleicht sichere ich mir so durch Dankbarkeit ein Glück, das mein Alter mir vielleicht nicht mehr erlaubt von der Liebe zu verlangen. Wenn meine Stellung und die meines Gatten erst auf festem Grunde ruht, so bekümmern wir beide uns um das Glück Angelika's. Sagen Sie, Herr von Alvimar, ist das nicht die Berechnung einer vernünftigen Frau und zugleich einer guten Mutter?

Alfred.

Und, fügen Sie hinzu, einer Frau voller Geist und Liebenswürdigkeit, die nur Einen Glücklichen, aber tausend Neider machen wird.

Die Gräfin.

Immer noch Reminiscenzen des alten Hofes.

Alfred.

Die Wahrheit muß Mode an dem neuen seyn.

Die Gräfin.

Wie Sie wollen. Kurz; das ist der Grund — denn da ich einmal angefangen habe Ihnen Mittheilungen zu machen, so ist es eben so gut Ihnen Alles zu sagen — das ist der Grund, warum ich Angelika hier lasse. Sie ist jung und hübsch, und ich bin wenn auch nicht eifersüchtig, doch wenigstens unruhig. Für eine Frau von 31 Jahren ist es etwas Schreckliches eine junge Blondine, wie diese, beständig um sich zu haben.

Alfred.

O, gnädige Frau, was haben Sie zu fürchten?

Die Gräfin.

Ihre 15 Jahre.

Alfred.

Aber sie sieht ja aus wie Ihre Schwester, weiter nichts. Sie ist hübsch, das ist wahr (sie an der Hand vor den Spiegel führend). Sehen Sie nur, gnädige Frau; Sie sind noch im vollen Besitz Ihrer Schönheit. Sie sprechen davon einen Mann durch die Dankbarkeit zu fesseln; aber ich betheure Ihnen, der Mann, den Sie lieben werden, muß durch das Glück, das ihm durch Sie wird, sich beseligter fühlen als durch Alles, was er früher besaß.

Die Gräfin.

Meinen Sie?

Alfred.

Ja, das schwöre ich Ihnen.

Die Gräfin.

Sie billigen also meinen Plan?

Alfred.

Ich bewundere ihn. Wollten Sie mir erlauben nach meiner Ankunft in Paris Sie in Ihren Bemühungen zu unterstützen?

Die Gräfin.

Sie gehen also auch zur Hauptstadt?

Alfred.

Ich würde schon vor mehreren Tagen abgereist seyn, wenn mein Diener mir in der ganzen Stadt hätte eine Postchaise verschaffen können; allein in Cotterets gehört das zu den Seltenheiten.

Die Gräfin.

Hören Sie! Mein Wagen faßt vier Personen, meine Kammerfrau ist meine einzige Begleiterin. Nehmen Sie einen Platz an. —

Alfred.

Aber, gnädige Frau! Fürchten Sie nicht —

Die Gräfin.

Die Welt? — haben Sie denn vergessen, daß meine Kammerfrau die dritte Person seyn wird? Außerdem geschieht es aus bloßem Eigennutz, daß ich Sie mitnehme; ich könnte unterwegs wieder auf Abgründe stoßen.

Alfred.

Diese Reise wäre für mich ein unschätzbares Glück, ein —

Die Gräfin.

Kein Wort mehr, oder ich nehme mein Wort zurück.

Alfred.

O nein! nein! ich habe es einmal und im Nothfall fordere ich es.

Die Gräfin.

Sie erlauben mir also Ihr Gepäck auf den Wagen bringen zu lassen?

Alfred.

Nein, nein! Tausendmal Dank! das würde Sie zu lange aufhalten. Mein Diener kann diesen Abend mit der Post abfahren und es mitnehmen. Soll ich ihn rufen?

Die Gräfin.

Ja. Sie sind also bereit?

Alfred (die Glocke ziehend).

Im Augenblick!

Die Gräfin

(an die Seitenthür gehend und rufend). Angelika!

Alfred (zu dem eintretenden Dominicus).

Ich reise diesen Augenblick nach Paris. Du fährst diesen Abend mit der Post. Ich überlasse es Dir für meine Sachen zu sorgen und meine Angelegenheiten mit Herrn Müller zu ordnen. Hier ist Geld.

Dominicus.

Sehr wohl, gnädiger Herr.

Die Gräfin (zu Dominicus).

Freund, wißt Ihr, ob mein Wagen bereit ist?

Dominicus.

Der Postillon hat so eben angespannt.

Die Gräfin.

So laßt ihn vorfahren (Dominicus ab). Angelika!

Angelika (auf der Treppe).

Gleich, liebe Mutter! (Mad. Antoinette und Angelika erscheinen; letztere sehr furchtsam.)

Achte Scene.

Die Vorigen, Angelika, Mad. Antoinette.

Die Gräfin.

Komm, mein Kind.

Angelika (leise zu Alfred).

Nun, wie stehts?

Alfred.

Alles geht aufs Beste.

Angelika.

O ich athme wieder auf! — Aber, liebe Mutter, Sie verlassen uns schon wieder? Ich hatte mich so gefreut, und nun reißen Sie sich schon wieder von uns?

Die Gräfin.

Du siehst, der Wagen wartet. Dieser Herr wird mich begleiten.

Angelika (sich lebhaft zu Alfred wendend).

Herr von Alvimar.

Alfred

(während die Gräfin und Mad. Antoinette einen Brief siegeln).

Ja! (leise) Ihre Mutter hat in Bezug auf Sie, Angelika, Pläne, die ich bekämpfen muß, und ich hoffe, es wird mir gelingen einen Entschluß zu besiegen, der in ihrem Gemüthe feste Wurzel gefaßt zu haben scheint. Da sie nun in Paris Jemanden braucht, der ihr bei ihren Geschäftsgängen zur Hand gehe, so habe ich mich dazu erboten. Ich will mich ihr nützlich und wo möglich unentbehrlich machen; dann, geliebter Engel, wenn ich ihr alle jene kleinen Dienste in den Bureaux und bei den Ministern, die für eine Dame so wichtig sind, geleistet habe — denn eine Frau kann doch nicht von einer Antichambre zur andern laufen — dann werde ich eine Belohnung verdient haben und werde mir sie erbitten. Der Lohn wird meine angebetete Angelika seyn, die mich dann vielleicht schon vergessen hat, an die zu denken ich aber nie aufhören werde.

Angelika.

Ich? Sie vergessen! Guter Gott! Ach Alfred, ich weiß nicht, woher es kömmt; aber ich fühle eine solche Bangigkeit.

Alfred.

Unsre Trennung ist nur von kurzer Dauer, geliebtes Mädchen, verlaß Dich auf meine Liebe.

Angelika.

O wie sehr fühle ich das Bedürfniß daran zu glauben!

Alfred.

Still! (laut) Mein Fräulein, haben Sie irgend einen Auftrag?

Angelika.

Ich danke Ihnen.

Die Gräfin.

Du weinst? komm, umarme mich! Noch einmal. Sei überzeugt, daß ich Dich liebe.

Angelika.

Und doch lassen Sie mich hier.

Die Gräfin.

Aber, liebes Kind, diesen Morgen wolltest Du ja durchaus nicht mitreisen?

Angelika.

Ja — diesen Morgen — das war was Anderes, (leise) weil er hier blieb.

Die Gräfin.

Sobald meine Geschäfte in Ordnung sind, verspreche ich Dir zu schreiben. (Zu dem eintretenden Heinrich Müller) Sieh da, Herr Müller! Ich hatte fast schon die Hoffnung aufgegeben Ihnen Lebewohl sagen zu können. Wenn Sie nach Paris kommen, so bitte ich, daß einer Ihrer ersten Gänge zu mir seyn wird.

Heinrich.

Gnädige Frau, ich nehme Ihre Einladung mit dem wärmsten Danke an und fühle das lebhafte Verlangen Gebrauch davon zu machen.

Die Gräfin.

Ich habe also Ihr Wort. (Zu Alfred) Mein Herr, wenn es Ihnen gefällig wäre?

Alfred.

Ich stehe zu Befehl.

Die Gräfin.

Leben Sie wohl, liebe Tante, leb wohl, liebe Angelika! Bald, bald — lebt wohl! —

Angelika.

Mutter, liebe Mutter! (Die Gräfin steigt in den Wagen. Alfred setzt sich neben sie. Der Postillon treibt die Pferde an. Angelika macht Zeichen mit dem Schnupftuche, die von der Gräfin und Alfred erwiedert werden. Die Reisenden sind verschwunden, und Angelika steht noch auf demselben Platze unbeweglich und weint.)

Heinrich (zu Madame Antoinette).

Sagen Sie mir doch, gnädige Frau, warum Herr von Alvinar —

Mad. Antoinette.

Er begleitet die Gräfin nach Paris.

Heinrich.

Das also ist das Geheimniß von Angelika's Thränen. (ab.)

Ende des zweiten Actes.

III.

Ernestine.

Personen:

Angelika.
Alfred von Alvimar.
Die Gräfin.
Heinrich Müller.
Ernestine.
Julius Raymond.
Louise.
Fanny.
Ein Diener.

Dritter Act.

Ein Boudoir, das den Salon mit einem Schlafzimmer verbindet. Im Hintergrunde eine Thür und ein Fenster; zwei Seitenthüren.

Erste Scene.

Alfred

(tritt auf und spricht zu dem Diener, der die Wachslichter anzündet).

Ist die Gräfin schon wieder zurück?

Der Diener.

Ja, gnädiger Herr, sie ist bei ihrer Toilette.

Alfred.

Gut. Gieb mir Papier, Feder und Tinte.

Der Diener (ihm das Verlangte gebend).
Sie haben zu schreiben, gnädiger Herr?

Alfred.
Warum diese Frage.

Der Diener.
Weil Sie von einem Freunde auf ihrem Zimmer erwartet werden.

Alfred.
Sein Name?

Der Diener.
Julius Raymond.

Alfred.
O, laß ihn schnell hier herein. Ich habe keine Zeit hinaufzugehen. — Uebrigens denke ich ihn auch der Gräfin vorzustellen. Da läßt sich die Liste noch um Einen vermehren. (Er schreibt) Julius Raymond! Er kömmt zu gelegener Zeit, wenn er nur halbwegs ein Tänzer ist.

Der Diener.
Herr Julius Raymond!

Alfred (zu dem eintretenden Raymond).
Bester Freund, Du bist ein prächtiger Junge, daß Du an mich denkst.

Julius.
Du bist der Erste, an den ich gedacht habe, Du siehst also, daß ich Dein Compliment verdiente.

Alfred.
Laß sehen! woher kamst Du, ewiger Wandrer?

470452

Julius.

Aus der Schweiz.

Alfred.

Bravo!

Julius.

Aber erzähle mir auch von Dir. Mich dünkt, die Sachen haben ſich in meiner Abweſenheit ſchnell gebeſſert. Wie ſtehts?

Alfred.

Nicht übel!

Julius.

Sieh da. Ich glaubte, man trüge das Ludwigskreuz nicht mehr.

Alfred.

Es iſt das Kreuz der Ehrenlegion.

Julius.

Und haſt Deine Penſion wieder erhalten?

Alfred.

Der Miniſter hat ſie verdoppelt.

Julius.

Auch Deine Stelle als erſter Secretair zu Rom?

Alfred.

Nein! Aber ich bin, von heute an, glaube ich, zum bevollmächtigen Miniſter in Baden ernannt worden.

Julius.

Gratulire! Ich brauche Dich nicht zu fragen, wie es mit Deiner Liebe ſteht. Es iſt wahrſcheinlich, daß Du darin eben ſo glücklich geweſen biſt.

Alfred.

Du kennſt mein Syſtem.

Julius.

Deine Pläne gelangen alſo?

Alfred.

Vollkommen.

Julius.

Und Du heirathest Fräulein Angelika?

Alfred.

Nein, ich heirathe die Gräfin Gaſton.

Julius.

Hui, mein Freund! Du erzählſt mir ja ganz abſonderliche Dinge.

Alfred.

Zweifelſt Du daran?

Julius.

Wirklich, ich muß geſtehen —

Alfred.

Komm dieſen Abend zum Ball, und Du ſollſt aus dem eigenen Munde der Gräfin hören, was Du mir nicht glauben willſt. Sie wird dieſen Abend unſre Verlobung bekannt machen.

Julius.

Aber ihre Tochter? —

Alfred.

Angelika? Die iſt bei ihrer Tante; tief in dem Dauphiné. Sobald die Verbindung geſchloſſen, läßt die Mutter ſie kommen.

Julius.

Aber die Gräfin muß ja allmächtig seyn?

Alfred.

Das ist sie. Mit ihrem persönlichen Einflusse verband sie noch den der Maitresse des Ministers, einer von Varly oder Varcy, was weiß ich. Dieser Dame hat die Gräfin in ihrer zweideutigen Stellung, die sie in der Welt einnimmt, einige Rücksichten erwiesen, und von der Zeit an macht meine künftige Frau mit ihr, was sie will. Sie hat ihre Pension wieder bekommen und noch einen Rückstand ausgezahlt erhalten. Kurz, ich weiß nicht, was sie noch Alles erlangt hat.

Julius.

Wahrhaftig, lieber Freund, ich gratulire von Herzen. Aber um auf dem Ball erscheinen zu können müßte ich doch von der Gräfin eingeladen seyn.

Alfred.

Ich erwarte sie um ihr das Verzeichniß derer, die ich in ihrem Namen eingeladen habe, einzuhändigen; und sobald der Diener Dich anmeldete, schrieb ich Deinen Namen zu den Tänzern.

Julius.

Gut, es sei! Aber da habe ich keine Zeit zu verlieren. (Nach der Uhr sehend) Neun Uhr! Wann beginnt der Ball?

Alfred.

Um zehn Uhr. Spute Dich daher, wenn Du mit der Gräfin den ersten Contretanz tanzen willst.

Julius.

Ich gehe. Melde mich im Voraus. Es ist möglich, daß Du diesen Abend nicht zur Hand wärest um mich vorzustellen.

Alfred.

Sei unbesorgt. (Ihn an die Thür begleitend) Lebe wohl.

Julius.

Auf Wiedersehen.

Zweite Scene.

Alfred, die Gräfin.

Die Gräfin

(im Ballkleide, öffnet zur Hälfte die Thür im Hintergrund).

Mit wem sprachen Sie, Herr von Alvimar?

Alfred.

Ah, ich mache Ihnen mein Compliment. Dieses Kleid steht Ihnen zum Entzücken.

Die Gräfin.

Schmeichler! Wollte ich das von Ihnen hören? Ich fragte Sie, wer der junge Mann sei, der Sie so eben verließ.

Alfred.

Einer meiner Freunde, der, glaube ich, die Ehre hat von Ihnen gekannt zu seyn. Julius Raymond, ein Maler.

Die Gräfin.

Ja, ich kenne ihn dem Namen nach, aber weiter nicht.

Alfred.

Erlauben Sie mir diesen Abend, daß ich Ihnen meinen Freund vorstelle?

Die Gräfin.

Ich bitte Sie darum.

Alfred.

Hier ist das Verzeichniß derer, die ich in Ihrem Namen eingeladen habe.

Die Gräfin.

Lassen Sie uns zuerst von Ihren Angelegenheiten sprechen. Ich war bei dem Minister.

Alfred.

Ah!

Die Gräfin.

Ihre Ernennung ist unterzeichnet.

Alfred.

Meine Ernennung zum bevollmächtigten Minister?

Die Gräfin.

Ja.

Alfred.

Und Sie willigen ein mit mir in die Verbannung zu gehen?

Die Gräfin.

Mit meinem Gatten gehe ich bis ans Ende der Welt.

Alfred.

Wie gütig Sie sind!

Die Gräfin.

Nein, aber ich liebe Sie. (Alfred küßt ihr die Hand.) Dann lasse ich Angelika nachkommen, und wir wollen uns dort für sie nach irgend einem schwärmerischen deutschen Baron umsehen.

Alfred (sie unterbrechend).

Haben Sie die Ausfertigung?

Die Gräfin.

Nein. Sie ist in den Händen der Frau von Marcy, die, wie Sie wissen, in dieser Sache den Sieg im Sturme davon getragen hat. Sie kömmt diesen Abend. Ich werde Sie ihr vorstellen. Sie will Ihnen selbst Ihre Ernennung übergeben.

Alfred.

Tausend Dank. Jetzt aber zu dem Verzeichniß.

Die Gräfin (es sanft zurückschiebend).

Es ist gut. Sie haben Ihre Freunde eingeladen, Ihre Freunde sind auch die Meinigen; ich werde mich freuen sie bei mir zu sehen. Ich habe auch meinerseits einen Gast eingeladen, was ich Ihnen zu sagen vergaß.

Alfred.

Wen?

Die Gräfin.

Herrn Müller.

Alfred.

Der ist in Paris?

Die Gräfin.

Ja, und wie ich glaube, kömmt er aus dem südlichen Frankreich.

Alfred.

Seine Gesundheit.

Die Gräfin.

Ist viel schlechter. Ich zweifle auch, daß er kommen wird.

Alfred.

Ich bin vom Gegentheil überzeugt.

Die Gräfin.

Das würde mir lieb seyn; es ist ein sehr guter junger Mann. Nun aber, mein Herr, erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß Sie keine Zeit zu verlieren haben.

Alfred.

Es ist wahr. In zehn Minuten wird meine Toilette gemacht seyn, und ich stehe zu Ihrem Befehl.

Die Gräfin (ihm die Hand reichend).

Gehen Sie! (Alfred ab. Sie klingelt. Ein Kammermädchen tritt ein.) Fanny!

Fanny.

Gnädigste Frau?

Die Gräfin.

Sag' einmal, ob dieses Kleid mir gut steht.

Fanny.

Vortrefflich!

Die Gräfin.

Und mein Kopfputz?

Fanny.

Köstlich.

Die Gräfin.

Bringe mir meine Blumen. (Fanny begegnet an der Thür einem Bedienten, der leise mit ihr spricht.)

Fanny.

Gnädigste Gräfin —

Die Gräfin.

Was giebts?

Fanny.

Eine Dame steigt eben aus dem Wagen und wünscht Sie zu sprechen.

Die Gräfin.

Schon eine von den Gästen.

Der Diener.

Die Dame ist in einer Postchaise gekommen.

Die Gräfin.

Ein unzeitiger Besuch. Doch laß sie eintreten. (Zu Fanny) Meine Blumen sind nicht im Vorzimmer, sie liegen in meinem Zimmer. (Fanny ab. Die Gräfin sich die Haare vor dem Spiegel ordnend) Wer wohl die Dame seyn mag, die zu dieser Stunde zu mir kömmt; vielleicht eine Schulfreundin, oder —

Dritte Scene.

Die Gräfin, Angelika.

Angelika

(in tiefer Trauer in einen ſchwarzen Mantel gehüllt an der Thür).

Meine Mutter!

Die Gräfin.

Angelika, Du biſt es? (zu ihr eilend).

Angelika

(ſtürzt ſich weinend in die Arme ihrer Mutter).

Mutter, liebe Mutter! Sie lieben mich alſo?

Die Gräfin.

Wie, meine gute Tochter, ob ich Dich liebe? Aber was iſt Dir begegnet? warum dieſe unerwartete Ankunft, dieſe Trauer?

Alfred.

Die arme Tante —

Die Gräfin.

Guter Gott!

Angelika.

Plötzlich, ohne daß man etwas ahnte —

Die Gräfin.

Unglückliche Tante!

Angelika.

Ich war nun allein und krank. Auch ich dachte, daß ich ſterben, fern von Ihnen ſterben könnte, und ich wollte doch bei meiner Mutter ſterben.

Die Gräfin.

Du? sterben? Welcher Gedanke!

Angelika.

O Sie wissen nicht, was ich gelitten habe.

Die Gräfin.

In der That, Du hast Dich sehr verändert.

Angelika.

Zuerst zögerte ich zu kommen. Ich fürchtete Ihr Mißfallen; allein ich sagte zu mir selbst: meine Mutter liebt mich. Nicht wahr, Sie lieben mich, liebe Mutter?

Die Gräfin.

Gewiß, bestes Kind.

Angelika.

Sie wird mir verzeihen, daß ich zu ihr eile; denn allein in jenem alten Schlosse zu bleiben würde mir den Tod gebracht haben.

Die Gräfin.

O nun beruhige Dich, Du bist ja bei mir.

Angelika (sie betrachtend).

Wie schön Sie sind, liebe Muter! Sie gehen in Gesellschaft?

Die Gräfin.

Das trifft sich ungemein schlecht. Was soll ich anfangen; ich kann doch nicht die Thüre zuschließen?

Angelika.

Wie, bei Ihnen? —

Die Gräfin.

Ja! Wenn nur Herr von Alvimar da wäre, daß er mir rathen könnte.

Angelika.

Wie? Ist Herr von Alvimar nicht in Paris?

Die Gräfin.

Ja. Er war sogar in diesem Augenblick bei mir. Er kömmt bald wieder.

Angelika.

Ha!

Die Gräfin.

Was fehlt Dir? Du wirst blaß —

Angelika.

Es ist nichts, liebe Mutter.

Die Gräfin.

Was soll ich anfangen? Lieber Gott, der verwünschte Ball! —

Angelika.

Er ist angekündigt, und Sie müssen ihn geben.

Die Gräfin.

Wirst Du gegenwärtig seyn?

Angelika.

Ich, liebe Mutter? — O wie könnte ich es? ermüdet und krank, wie ich bin. Nein, ich bitte Sie. Ist mein kleines Zimmer noch immer unbesetzt?

Die Gräfin.

Ja, es wartete Deiner, denn ich wollte Dir schreiben zu kommen. Herr von Alvimar und ich, wir spra-

chen noch vor zehn Minuten von Dir. Wir hatten mit Dir gewisse Pläne.

Angelika.

Mit mir?

Die Gräfin.

Ja wohl!

Angelika.

Wie gütig Sie sind. (Man hört die Glocke gehen.) Es kommen schon Gäste. Liebe Mutter, ich entferne mich. (Zur Seitenthür eilend.)

Die Gräfin.

Sieh! hier ist Dein Zimmer.

Angelika.

Ich danke Ihnen. (An die Thür gehend) Louise. (Es tritt das Kammermädchen aus dem ersten Acte ein.) Laß alle meine Sachen auf mein Zimmer dort bringen. Auf Wiedersehen, liebe Mutter, behalten Sie mich lieb; o, ich bedarf so sehr Ihrer Liebe.

Die Gräfin.

Geh, liebes Kind. Ich umarme Dich, sobald ich von meinen Gästen befreit seyn werde.

Angelika.

Ja, ja, liebe Mutter. (Ab in das Zimmer.)

Ein Diener (an der andern Thür).

Gnädige Frau Gräfin, die Herrschaften kommen schon.

Die Gräfin.

Laß sie in den Salon treten. Doch halt! Frau von

Marcy mußt Du hierher führen und mir Nachricht geben, wenn sie da ist. Fanny, fehlt an meinem Anzuge nichts?

Fanny.

Durchaus nichts.

Die Gräfin.

Meine Blumen?

Fanny.

Hier sind sie.

Die Gräfin.

Gut. So will ich gehen. (Ab, ins andre Zimmer. Louise und zwei andere Diener treten durch die Thüre des Hintergrundes ein mit Gepäck und Schachteln.)

Fanny (sie zurechtweisend).

Hieher! hieher!

Louise.

Ich weiß. (treten ein.)

Vierte Scene.

Alfred, Fanny.

Alfred (aus der Thür im Hintergrunde).

Fanny!

Fanny.

Gnädiger Herr?

Alfred.

Wo ist die Gräfin?

Fanny.

Im Salon.

Alfred.

Iſt die Geſellſchaft zahlreich?

Fanny.

Ziemlich. (Ab.)

Alfred (allein, die Handſchuhe anziehend).

Dieſer verwünſchte Müller, daß der hier ſeyn muß! Er wird mir von Angelika erzählen, an die ich nur zu viel denke.

Ein Diener (meldend).

Frau von Varcy! (Zu ihr) Ich will ſogleich die Frau Gräfin benachrichtigen.

Fünfte Scene.

Alfred, Erneſtine.

Alfred.

Ah! meine unbekannte Beſchützerin. (Sie erkennend) Erneſtine von Rieux? —

Erneſtine.

Nein, mein Herr; Frau von Varcy.

Alfred.

Wie gewiſſenhaft genau Sie ſind! Ich ſollte Sie in einem Zeitraume von ich glaube acht Monaten, geſchmückt mit Perlen und Blumen auf dem Haupte, in der großen Welt finden. Sie ſind jenem Zeitpuncte noch zuvorgekommen, und doch, gnädige Frau, fehlt nichts an der Ge[illegible]eit der Toilette, worin ich Sie zu erblicken dach[illegible]

Erneſtine.

Sie ſind ein Prophet der Schande, und Alles, was Sie vorher verkündeten, iſt eingetroffen.

Alfred.

Gnädige Frau, das klingt wie eine vertrauliche Mittheilung, und ich verſprach Ihnen nicht zu fragen, durch welche Mittel —

Erneſtine.

Aber ich habe es mir verſprochen. Nachdem ich Sie verlaſſen, kam ich in Paris an, entſchloſſen mich in Einſamkeit zu vergraben und keinen Menſchen zu ſehen. Wie ſchlecht verſtand ich mein Herz?! Ich wollte mich wohl von der Welt entfernen, aber ich wollte nicht, daß die Welt ſich von mir entferne. Ich hoffte, daß ſie mich aufſuchen würde; allein ſie verließ mich, ohne mich zu vergeſſen. Meine Abweſenheit lieferte den Stoff zu ihren Unterhaltungen und diente ihren Verleumdungen zum beſtimmten Ziel. Man ging ſo weit, einen Verdacht gegen mich zu faſſen, den nur meine Gegenwart widerlegen konnte. Ich wagte es nicht, wieder in der Geſellſchaft zu erſcheinen. Iſolirt, wie ich war, und ohne Schutz, fand ich indeß eine mächtige Stütze. Ich ſah ein, daß es in der Welt einmal nicht anders ſei, daß man die Vorurtheile entweder ſelbſt niedertreten, oder ſich von ihnen niedertreten laſſen muß. Man hatte das unglückliche, ſich ſelbſt erniedrigende und bereuende Weib verachtet; ich

wand mir meine Schande als Diadem um das Haupt, und — man betete mich als Königin an.

Alfred.

Sie sind also die Freundin des Ministers —

Ernestine.

O mein Herr, keine Ziererei in Worten! Sagen Sie: seine Maitresse.

Alfred.

Es ist in Ihrer hohen Stellung nur um so verdienstlicher für Sie, daß Sie sich Ihrer alten Freunde erinnern.

Ernestine (bitter).

Wie sollte ich Sie vergessen?

Alfred.

Ich meine, sich ihrer erinnern um ihnen nützlich zu seyn; das wollte ich sagen. Denn ich weiß sehr wohl, daß ich meine Ernennung nur Ihrer Fürsprache verdanke.

Ernestine.

Ja, mein Herr, und ich habe Ihnen selbst das Diplom zustellen wollen. (Es ihm überreichend.)

Alfred (es öffnend).

Sie sind allzu gütig. (Lesend) Aber hier besteht ein Irrthum, gnädige Frau; meine Abreise soll auf übermorgen festgesetzt seyn?

Ernestine.

Das ist kein Irrthum.

Alfred.

Es ist nicht möglich, daß ich sogleich reise.

Ernestine.

Nun, so reisen Sie nicht.

Alfred.

Aber dann —

Ernestine.

Da die Stelle eines Chargé d'Affaires erledigt ist und ihrer Wichtigkeit wegen nicht unbesetzt bleiben kann, so wird nach Ihrer Ablehnung ein Anderer sie bekommen.

Alfred.

Ah! ich fange an zu begreifen. Jetzt sehe ich, wie Sie sich Ihrer alten Freunde erinnern. Sie haben von meiner bevorstehenden Heirath etwas gemerkt, und —

Ernestine.

Ich weiß nichts, mein Herr.

Alfred.

Wissen Sie, Madame, daß wir ein Spiel spielen, das leicht ein Krieg werden kann?

Ernestine.

Welchen Namen Sie ihm auch geben mögen, und welche Folgen es auch nach sich zieht, so bin ich bereit die Parthie anzunehmen.

Alfred.

Nun gut, ich will mit aufgedeckten Karten spielen. Sie wissen, daß ich aufrichtig bin. Ich liebe die Grä-fin von Gaston.

Erneſtine.

Ich glaubte, die Tochter.

Alfred.

Sie ſind allmächtig; aber die Gräfin iſt nicht ohne Einfluß, ich verdanke ihr viel.

Erneſtine.

Liebe! Aufopferung? — Ich kenne Sie nicht wieder, mein Herr. Ihre Grundſätze —

Alfred.

Haben mich zu meinem Ziele geführt.

Erneſtine.

Sie haben es noch nicht erreicht.

Alfred.

Es iſt nur wenig, was mich davon trennt.

Erneſtine.

Mich dünkt, Sie ſchätzen meinen Willen ſehr gering.

Alfred.

Wiſſen Sie, daß Sie mich raſend machen könnten?

Erneſtine.

Sie thäten Unrecht es zu werden.

Alfred.

Ihr Aerger ſieht aus wie ein Ueberbleibſel von Liebe.

Erneſtine.

Oder ein Anfang von Haß.

Alfred.

Gegen mich?

Erneſtine.

Ach nein! Ich haſſe Sie nicht.

Alfred.

Madame!

Erneſtine.

Ich merke, daß Sie anfangen ſich zu ärgern.

Alfred.

Madame! es dürfte jetzt genug ſeyn des Scherzes.

Erneſtine.

Ich höre auch ſchon auf. — Werden Sie Morgen reiſen, mein Herr?

Alfred.

Ich reiſe nicht.

Erneſtine.

Sie haben drei Tage um ſich zu entſchließen.

Alfred.

Hier meine Antwort! (indem er ihr das Diplom zurückgiebt.)

Erneſtine.

Sehr wohl. — Wollten Sie mir Ihren Arm reichen, um zum Balle zu gehen?

Alfred.

Hier kömmt die Gräfin Gaſton, die Sie vorſtellen wird.

Sechſte Scene.

Die Vorigen, die Gräfin (eintretend).

Die Gräfin.

Verzeihung, Frau von Barcy. Man hat mir allerdings Ihre Ankunft gemeldet; allein, gezwungen die

erſte Quadrille zu tanzen, konnte ich nicht eher als bis nach dem Contretanz mich losreißen. (Zu Alfred) Sie haben, wie ich ſehe, ſich ſelbſt der Frau von Varcy vorgeſtellt.

Alfred.

Ich hatte ſchon früher die Ehre von Frau von Varcy gekannt zu ſeyn.

Die Gräfin (zu Erneſtinen).

Wenn es Ihnen gefällig iſt — es fehlt an hübſchen Damen.

Alfred (zur Gräfin).

Ich wünſchte mit Ihnen zu ſprechen.

Die Gräfin.

Auch ich.

Alfred.

So erwarte ich Sie.

Die Gräfin.

Hier?

Alfred.

Ja! (Die Damen gehen zum Balle.)

Siebente Scene.

Alfred allein; dann die Gräfin.

Alfred.

Ja, dieſes Weib will mich unter ihren Willen beugen. Verderbte Seele, die auch Anderer Seelen verderben will, um die ihrige auszulöſen! Doch wir wer-

den sehen. Der Minister! der Minister! — er ist nicht unzugänglich. Man spricht von einer neuen Combination, und meine Ernennung durch den jetzigen könnte vielleicht in den Augen des nächsten mir nicht zur Empfehlung gereichen. (Zur eintretenden Gräfin) O kommen Sie! kommen Sie!

Die Gräfin.

Mein Gott, was giebts? Sie sind so aufgeregt!

Alfred.

Gräfin! Sie müssen diesen Abend unsere Verbindung bekannt machen, und zwar öffentlich.

Die Gräfin.

Ich kam gerade um Ihnen zu sagen, daß das unmöglich sei.

Alfred.

Und warum?

Die Gräfin.

Angelika ist hier.

Alfred.

Angelika!?

Die Gräfin.

Sie kam, als Sie mich verließen.

Alfred.

Angelika ist hier?!

Die Gräfin.

Dort, in jenem Zimmer.

Alfred.

Ah!

Die Gräfin.

Und Sie begreifen die Unmöglichkeit öffentlich eine Verbindung anzukündigen, die meiner Tochter noch unbekannt ist, und die, ich muß es Ihnen gestehen, ich ihr nicht recht beizubringen weiß.

Alfred.

Sie haben Recht. Das ist unmöglich, durchaus unmöglich; Sie haben Recht.

Die Gräfin.

Daher nur einige Tage Aufschub —

Alfred.

Ja, ja! drei bis vier Tage; es ist besser, wir schieben es auf.

Die Gräfin.

Ich danke Ihnen, daß Sie das einsehen.

Julius Raymond (eintretend).

Ich muß tausendmal um Verzeihung bitten, Frau Gräfin, daß ich Sie bis hieher verfolge; allein Sie haben mir Rechte eingeräumt, die ich mir von Niemanden, selbst nicht von Alfred, nehmen lasse. Ich bin mit Ihnen auf diesen Contretanz engagirt —

Die Gräfin.

Ja, mein Herr! Ich habe es nicht vergessen.

Julius.

Tausend Dank, gnädige Frau! (Man vernimmt Musik.) Hören Sie die Musik?

Die Gräfin.

Zu Befehl, mein Herr!

Achte Scene.

Alfred allein; dann Louiſe.

Alfred.

Angelika hier! — Ungeachtet meiner Briefe! — Angelika hier! — Und ich mitten zwiſchen dieſen beiden Weibern! — Gerade in dem Augenblicke, wo ich den Sieg zu erfaſſen glaubte! — Jämmerlicher Ehrgeiz um Nichtigkeiten! weiter nichts! — Angelika hier! in jenem Zimmer! — (Die Thür jenes Zimmers wird vorſichtig geöffnet; Alfred fährt zurück.) Ah! Ich glaubte ſie wäre es ſelbſt.

Louiſe.

Ich ſuchte Sie, mein Herr.

Alfred.

Hier bin ich.

Louiſe.

Ich habe einen Brief an Sie.

Alfred.

Von wem?

Louiſe.

Von meiner Herrin.

Alfred.

Von Angelika! (Er öffnet und lieſt den Brief.) Es iſt nicht möglich! O nein, ſage nein! —

Louiſe.

Es iſt indeſſen wahr, gnädiger Herr.

Alfred.

O! was ſoll ich anfangen?

Louise.

Meine Gebieterin erwartet Sie um es mit Ihnen zu überlegen.

Alfred.

Später — ich will gehen — sogleich.

Louise.

Gnädiger Herr, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren.

Alfred (nach dem Zimmer stürzend).

Gut denn! —

Louise

(noch vor der Thür, den von der andern Seite Eintretenden betrachtend).

Herr Heinrich Müller!

(Sie schließt schnell die Thüre hinter sich.)

Neunte Scene.

Heinrich Müller allein.

Ach! welche Qualen muß ich ausstehen! Diese von den Lichtern erhitzte und von Blumenduft geschwängerte Luft erstickt mich. Dieses Geräusch, dieser Lärm, dieser Strudel bringen mich um! Hier athmet man doch wenigstens. (Er wirft seinen Hut auf den Sofa und setzt sich.) O ich hätte nicht kommen sollen; allein ich hoffte von Angelika sprechen zu hören, und ich habe es nicht einmal gewagt ihren Namen vor der Mutter auszusprechen; ich fürchtete mich durch meine Aufregung zu verrathen. Wie glücklich diese Herren und

Damen sind! O ein Ball ist eine schöne Sache für die, welche darin leben können.

Zehnte Scene.

Müller sitzend, Alfred blaß und verstört aus Angelika's Zimmer tretend.

Alfred.

Was soll ich beginnen? Was soll aus mir werden? Wo finde ich den Mann, den ich brauche, und zwar diesen Augenblick? —

Heinrich (aufstehend).

Herr von Alvimar! —

Alfred.

Herr Müller! — (Sich vor die Stirn schlagend) Ah! ich habe kein anderes Mittel.

Heinrich.

Was ist Ihnen?

Alfred

(zu ihm gehend und seine Hand ergreifend).

Mein Herr, Sie sind ein Mann von Ehre, und Sie wissen, was Ehre heißt. Sie müssen mir in diesem Augenblicke helfen die Ehre eines Weibes zu retten.

Heinrich.

Wie so, mein Herr? Erklären Sie sich.

Alfred.

Sie müssen es als Arzt. Man wird Ihnen häufig eine ähnliche Bitte gethan haben. Versprechen Sie also mir die meinige zu gewähren. Sie wollen es?

Heinrich.

Wenn sie nicht gegen die Pflichten meines Standes läuft, und wenn sie nur meine Person in Gefahr bringt —

Alfred.

Ich verlange nichts gegen die Pflichten Ihres Standes, und nichts, was Ihnen Gefahr bringen kann.

Heinrich.

So reden Sie!

Alfred.

So nahe hier, daß kein Augenblick zu verlieren, befindet sich ein junges Mädchen von hoher Geburt, dessen Schande auf die ganze Familie zurückfallen würde, in der Lage Mutter zu werden.

Heinrich.

Ich ahne, was Sie von mir verlangen.

Alfred.

Und? —

Heinrich.

Ich bin bereit Ihnen zu folgen.

Alfred.

Noch Eins, mein Herr! —

Heinrich.

Nun? —

Alfred.

Sie könnten die junge Dame eines Tages wieder erkennen —

Heinrich.

Ein ſolches Geheimniß iſt heilig; ich werde ſie nicht kennen.

Alfred.

Aber ſie wird Sie erkennen, ſie, mein Herr, und ſie wird vor Scham ſterben. Hören Sie! leiſten Sie mir dieſen Dienſt nicht halb! Erlauben Sie mir nur Eins!

Heinrich.

Dies iſt?

Alfred.

Daß ich Ihnen die Augen verbinde und Sie ſo in ihr Zimmer führe.

Heinrich.

Ich verſtehe Sie, mein Herr.

Alfred.

Und Sie willigen ein?

Heinrich.

Ich ſelbſt wollte es Ihnen vorſchlagen —

Alfred (bei Seite).

So bin ich gerettet.

Heinrich (ſeinen Hut nehmend).

Ich bin bereit.

Alfred.

Ich bitte Sie voran zu gehen und an der Ecke der Straße in einem Fiaker auf mich zu warten. Ich bin ſogleich wieder bei Ihnen. Leben Sie wohl bis

dahin! (Heinrich ab. Alfred klopft an die Thür von Angelika's Zimmer und ruft:) Louise!

Louise.

Gnädiger Herr!

Alfred.

In einer Viertelstunde bin ich wieder da. Beruhige Deine Herrin.

Louise.

So eilen Sie!

Alfred.

Sorge nicht! — (Louise ab. Alfred stößt auf Julius Raymond und Ernestine.)

Eilfte Scene.

Alfred, Raymond, Ernestine.

Ernestine (Alfred's Arm nehmend).

Haben Sie überlegt, mein Herr?

Alfred.

Ja!

Ernestine.

Und was haben Sie beschlossen?

Alfred.

Senden Sie Morgen das Diplom.

Ernestine.

Und in drei Tagen? —

Alfred.

Reise ich.

Raymond (ihn am Arme aufhaltend).

Nun?

Alfred.

Was giebts?

Raymond.

Wen heirathest Du denn nun, da Deine Verlobung nicht erklärt ist; die Mutter oder die Tochter?

Alfred (ihn fest anblickend).

Keine von Beiden! (Er stürzt durch die Thür im Hintergrunde fort.)

Raymond (ihm nachblickend).

Das ist das größte Original, das ich kenne.

Ernestine.

Allerdings ein sehr sonderbarer Mensch.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen, die Gräfin, Damen und Herren des Balls.

Die Gräfin (eintretend).

Wie? Sie wollen schon aufbrechen?

Ernestine.

Es ist spät.

Die Gräfin.

Höchstens zwei Uhr.

Ernestine.

Sie haben alle Pendulen zurückgestellt.

Die Gräfin.

Wirklich? — Tom! so bring die Pelisse der gnädigen Frau.

Ernestine.

Ihr werdet meinen Diener im Vorzimmer finden — gelbe Livrée mit silbernen Tressen —

Die Gräfin.

Es ist gewiß nicht recht, daß Sie uns so bald verlassen.

Raymond.

Aber Sie sehen, gnädige Frau, es ist außer uns Niemand mehr da.

Die Gräfin.

Weil Sie das Beispiel gegeben haben.

Tom.

Hier ist die Pelisse der gnädigen Frau.

Raymond.

Darf ich Ihnen meine Begleitung bis an Ihren Wagen anbieten?

Ernestine (ihm den Arm gebend).

Sie sind sehr gütig.

Die Gräfin.

Meinen herzlichsten Dank! (Alle Gäste ab.)

Dreizehnte Scene.

Die Gräfin, Tom, Louise.

Tom.

Gnädige Frau, es ist Niemand mehr im Salon. Befehlen Sie, daß die Lichter ausgelöscht werden?

Die Gräfin.

Ja, Tom! (Die Diener löschen die Lichter aus; unterdeß geht die Gräfin an die Thür von Angelika's Zimmer, die verschlossen ist.) Verschlossen! Ach ja! sie fürchtete vielleicht durch Jemand gestört zu werden. (Sie klopft leise; Louise kömmt.)

Louise.

Frau Gräfin! —

Die Gräfin.

Ich habe meiner Tochter versprochen sie nach dem Balle zu umarmen.

Louise.

Ihre Fräulein Tochter — Fräulein Angelika schläft — und — Sie werden sie aufwecken.

Die Gräfin.

Du hast Recht. Das arme Mädchen muß sehr angegriffen seyn. Sag' ihr, daß ich hier war; daß ich während des Balles zwanzig Mal an sie gedacht habe; und morgen soll sie im Bette bleiben; ich werde sie dann besuchen. (Die Gräfin ab. Die Lichter sind alle ausgelöscht; das Theater bleibt finster. Louise, welche allein zurückgeblieben ist, schließt die Thür hinter der Gräfin ab, und dann die des Salons.)

Louiſe.

O wie habe ich gezittert! Guter Gott, nun kommen ſie. Natur! habe Mitleiden mit meiner Gebieterin. (Sie will in das Zimmer zurück. Man klopft an das Fenſter.) Man klopft! man klopft! — (Zum Fenſter gehend.) Er iſt's! (Sie öffnet ſchnell.) Herr von Alvimar!

Alfred.

Still! (Zu Heinrich) Wir ſind zur Stelle, mein Herr! (Alfred ſteigt durch das Fenſter, indem er Heinrich Müller, dem die Augen verbunden ſind, behülflich iſt.) Vorſichtig! — Gut! — Sie haben mir das Wort gegeben, daß Sie nichts verſuchen wollten ....

Heinrich.

Ich gebe es Ihnen zum zweiten Male.

Alfred

(zu Louiſen, welche die Thür geöffnet hat).

Kein Licht im Zimmer?

Louiſe.

Keines.

Alfred (Heinrich nach ſich ziehend).

Kommen Sie! (Louiſe tritt mit ihnen in das Zimmer und verſchließt hinter ſich. Der Vorhang fällt.)

Ende des dritten Actes.

IV.

Angelika.

Personen:

Alfred von Alvimar.
Angelika.
Heinrich Müller.
Die Gräfin Gaston.
Louise.

Vierter Act.

Angelika's Zimmer.

Erste Scene.

Angelika auf einem Ruhebett liegend; Louise eintretend; dann die Gräfin; später Heinrich Müller.

Angelika.

Hast Du ihn gesehen?

Louise.

Noch nicht.

Angelika.

Hat er wenigstens meinen Brief gelesen?

Louise.

Sein Diener hat ihn abgegeben, als er diese Nacht zu Hause kam.

Angelika.

O, mich drei Tage in diesem Zustande zu lassen! Alfred! Alfred!

Louise.

Still! Ich höre kommen.

Die Gräfin (die Thür öffnend).

Darf ich?

Angelika.

Willkommen, liebe Mutter.

Die Gräfin.

Nun, liebes Kind, wie befindest Du Dich?

Angelika.

Sehr wohl, liebe Mutter.

Die Gräfin.

Du willst mir also nicht sagen, was Dir fehlt?

Angelika.

Aber, liebe Mutter, was soll ich Ihnen sagen? Mir fehlt nichts. (Sie versucht aufzustehen, fällt aber wieder zurück.)

Die Gräfin.

Angelika, Du verbirgst mir etwas.

Angelika.

Ich? Gewiß nicht.

Die Gräfin.

Wenn Du Kummer haſt, ſo geſtehe ihn mir. Laß ſehen. Zweifelſt Du an meiner Liebe?

Angelika.

Ich wäre ſehr unglücklich, wenn ich es müßte.

Die Gräfin.

Aber ich muß an der Deinigen zweifeln. Du leideſt nun ſchon drei Tage lang, und weigerſt Dich noch immer einen Arzt anzunehmen. Du willſt alſo ſterben.

Angelika.

O Mutter!

Die Gräfin.

Höre! Ich begreife Deine Abneigung gegen einen fremden Arzt, gegen einen Mann, den Du nicht kennſt. Wenn dieſer aber ein Freund iſt —

Angelika.

Wie meinen Sie?

Die Gräfin.

Herr Müller zum Beiſpiel?

Angelika.

Herr Müller?

Die Gräfin.

Ja, er iſt in Paris.

Angelika.

Um des Himmels willen nicht! Lieber jeden Andern.

Die Gräfin.

Ich habe ihm ſchon geſchrieben —

Angelika.

Zu kommen?

Die Gräfin.

Ja.

Angelika.

O Gott!

Die Gräfin.

Und —

Angelika.

Mutter, Mutter, ich beschwöre Sie —

Die Gräfin.

Du hast also etwas, was Du mir verheimlichen willst. Aber was soll ich davon denken?

Angelika.

Nichts — nichts — nichts!

Die Gräfin.

Willigest Du ein?

Angelika.

Thun Sie, was Sie wollen.

Die Gräfin (zur Thür gehend).

Herr Müller.

Heinrich (eintretend).

Gnädige Frau —

Die Gräfin.

Ich habe meine Tochter bewogen Ihren Besuch anzunehmen. Ich binde sie Ihnen auf die Seele. Sie ist mein Augapfel, und Sie müssen mir für ihre Besserung stehen.

Heinrich.

Ist ihr Zustand so gefährlich?

Die Gräfin.

Ich weiß gar nicht, was ihr fehlt. Suchen Sie ihr Geheimniß, wenn sie eines hat, aus ihr herauszubringen. Sprechen Sie mit ihr wie mit einer Schwester. Ich lasse Sie mit ihr allein, damit Sie desto ungehinderter sind. Bester Herr Müller, versuchen Sie Ihr Möglichstes.

Heinrich.

Ich weiß nicht, ob ich etwas vermag; doch werde ich Ihren Befehlen Folge leisten. —

Die Gräfin.

Ich verlasse Sie und warte Ihrer auf meinem Zimmer. Sobald Sie meine Tochter verlassen haben, kommen Sie zu mir, nicht wahr?

Heinrich.

Ich werde kommen.

Die Gräfin.

Ich rechne darauf (ab).

Heinrich

(nähert sich langsam dem Ruhebett, auf welchem Angelika, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, liegt, und betrachtet sie einen Augenblick mit verschränkten Armen).

Mein Fräulein!

Angelika (sich erhebend und um sich blickend).

Wo ist meine Mutter?

Heinrich.

Sie verließ so eben das Zimmer.

Angelika.

Ach!

Heinrich.

Ich glaubte, es würde Ihnen mehr Vergnügen machen einen alten Freund wieder zu sehen.

Angelika.

Verzeihen Sie.

Heinrich (sich zu ihr setzend).

Wollen Sie mir Ihre Hand reichen?

Angelika.

Meine Hand?

Heinrich.

Ich bitte darum als Arzt.

Angelika.

Und ich gebe sie Ihnen als Freundin.

Heinrich.

Ihre Hand brennt. Sie haben Fieber.

Angelika (die Hand zurückziehend, bei Seite).

Gott! wenn er erkennen könnte!

Heinrich.

Was fehlt Ihnen? Sagen Sie es mir.

Angelika.

Nichts!

Heinrich.

Das ist unmöglich. Sie leiden. Sie müssen leiden. Sie sehen blaß, verändert aus.

Angelika.

Betrachten Sie mich nicht so, mein Herr. Sie thun mir weh. Sie quälen mich unaussprechlich.

Heinrich.

Guter Gott! Was soll ich Ihnen sagen? Was kann ich thun?

Angelika.

Der Schmerz um den Tod meiner Tante, die Reise hat mich angegriffen; weiter nichts! Wenige Tage werden hinreichen mich herzustellen.

Heinrich.

Wann sind Sie angekommen?

Angelika.

Vor vier Tagen an dem Ballabend.

Heinrich.

Herr von Alvimar nannte mir erst den folgenden Tag.

Angelika.

Er ist im Irrthum, denn ich sah ihn selbst kurz nach meiner Ankunft.

Heinrich.

Und warum zeigten Sie sich nicht wenigstens einen Augenblick!

Angelika.

Ich trug Trauer und war zu sehr angegriffen.

Heinrich.

Und wo waren Sie unterdeß?

Angelika.

In diesem Zimmer.

Heinrich.

In diesem Zimmer?

Angelika.

Ja, dies Zimmer ist das meinige.

Heinrich (von einer Idee getroffen).

Richtig! Aus diesem Zimmer trat Herr von Alvimar, blaß, aufgeregt, in demselben Augenblick, wo — (Er blickt Angelika fest ins Gesicht steht auf, tritt zurück und ruft plötzlich) Es ist unmöglich!

Angelika.

Was meinen Sie?

Heinrich (sich umsehend).

Guter Gott! —

Angelika

(sieht ihn an die Thür gehen und stützt sich auf den Arm).

Was er nur treibt!

Heinrich (die Thür öffnend).

Hier, das Fenster — im Parterre — dort die Thür, hier der Schrank, an dem ich mich stieß. — (Indem er auf die zitternde Angelika zugeht) Angelika, Angelika, antworten Sie mir, wie Sie Gott antworten würden.

Angelika.

Was wollen Sie von mir? —

Heinrich.

Angelika! In jener Ballnacht —

Angelika (unwillkürlich wiederholend).

In jener Ballnacht. —

Heinrich.

Brachte Alfred einen Fremden —

Angelika.

Weiter! —

Heinrich.

Mit verbundenen Augen —

Angelika.

Vollenden Sie nicht!

Heinrich.

Er trat in Ihr Zimmer —

Angelika.

Woher wissen Sie —

Heinrich.

Ich selbst war der Fremde.

Angelika

(sich ihm zu Füßen werfend, mit der Stirn an die Erde).

O mein Gott, tödten Sie mich.

Heinrich (die Hände ringend).

Unglückliche! —

Angelika

(langsam das Haupt erhebend und Heinrich ansehend, dann plötzlich aufstehend).

Aber mein Kind? Was ist aus meinem Kinde geworden?

Heinrich.

Was meinen Sie? Ich verstehe Sie nicht.

Angelika.

Mein Sohn! Es war ein Sohn! Man sagte mir, daß der Arzt ihn mitgenommen habe. O, was ist aus

ihm geworden? Sie müssen mir dafür stehen, mein Herr.

Heinrich.

Er lebt.

Angelika.

O er lebt, mein kleiner Engel lebt? Sie haben ihn gesehen? Sie haben mein Kind gesehen? Heinrich, o mein guter Heinrich, lassen Sie sich umarmen.

Heinrich.

Angelika, Sie tödten mich.

Angelika.

Wir besuchen ihn, nicht wahr? Sobald ich das Zimmer verlassen darf, gehen wir zusammen, Sie schlagen es mir nicht ab mich zu ihm zu begleiten, nicht wahr? Wenn eine Mutter ihr Kind sehen will, das ist etwas Heiliges. Man darf einer Mutter nicht verweigern ihr Kind zu sehen, es ist ihr Eigenthum. Nein, man darf sie ihres Kindes nicht berauben.

Heinrich.

Wir wollen gehen.

Angelika.

Wann?

Heinrich.

Bald!

Angelika.

Mein Sohn! —

Heinrich.

Lassen Sie uns von etwas Anderm reden.

Angelika.

Kann ich von etwas Anderm als von ihm ſprechen?

Heinrich.

Laſſen Sie uns von ſeinem Vater ſprechen.

Angelika.

Ach! —

Heinrich.

Keine Scham! Angelika! die Schande gehört dem Gottloſen.

Angelika.

Herr Müller! Wenn er mich heirathet —

Heinrich.

Já, aber das muß er auch.

Angelika.

Ich habe ſein Verſprechen.

Heinrich.

Wann gab er es Ihnen?

Angelika.

In jener Ballnacht.

Heinrich.

Und ſeitdem?

Angelika.

Ach, mein Herr, ſeitdem habe ich ihn nicht wiedergeſehen!

Heinrich (für ſich).

Der Elende!

Angelika.

Sehen Sie, das tödtete mich faſt. Nichts zu wiſ-

sen! und nicht zu wagen mich Jemanden zu vertrauen! Das Herz voller Gewissensbisse, Angst und Scham; und meine Mutter verließ mich keinen Augenblick.

Heinrich.

Angelika, Sie müssen ihr Alles gestehen.

Angelika.

O, wie könnte ich es wagen!

Heinrich.

So thue ich es, denn dieser Mann muß Ihr Gatte werden. Wollen Sie, daß ich es Ihrer Mutter sage?

Angelika.

Nein, nein! lieber noch will ich selbst —

Heinrich.

Sie müssen ihr Alles gestehen, müssen ihr sagen, daß sie gehe um Herrn von Alvimar aufzusuchen; denn wenn sie nicht zu ihm geht, so gehe ich.

Angelika.

Nein, o nein! Sie nicht.

Heinrich.

Es ist kein Augenblick zu verlieren. Sehen Sie, Alfred ist zu Allem fähig; er kann abreisen —

Angelika.

O, Sie thun ihm Unrecht.

Heinrich.

Das wolle Gott!

Angelika.

Nun gut! — heute will ich.

Heinrich.

Nicht heute. Sogleich!

Angelika.

Großer Gott!

Heinrich.

Ich habe gewiß das Recht etwas von Ihnen zu erbitten. So verlange ich denn, daß Sie sogleich Ihrer Mutter Alles gestehen.

Angelika.

Nur einige Augenblicke, um Gottes willen!

Heinrich.

Keine Sekunde. Ich gehe, um sie herzubitten. Muth, Angelika! Ihre Mutter liebt Sie, und überdies muß es geschehen.

Angelika.

So gehen Sie! (Heinrich ab; Angelika schluchzend) O, wie unglücklich ich bin, Gott, mein Gott! —

Zweite Scene.

Angelika, die Gräfin.

Die Gräfin (eintretend).

Ein Geheimniß? Was kann das seyn?

Angelika (zurücksinkend).

O meine Mutter!

Die Gräfin.

Nun, liebe Angelika, da bin ich. Fürchtest Du

mich? Fürchteſt Du Dich, mir, Deiner Mutter, zu ſagen, was Du einem Fremden geſtanden haſt?

Angelika.

O ich habe ihm nichts geſtanden, er hat es errathen.

Die Gräfin.

So laß uns plaudern, und ich werde es auch errathen.

Angelika

(ihren Kopf auf den Schooß ihrer Mutter legend).

O meine Mutter!

Die Gräfin.

Sieh! So biſt Du wieder, als wie Du klein warſt, wenn Du des Abends vom Spielen müde den Kopf auf meinen Schooß legteſt. Du ſagteſt mir dann Alles. Keines Deiner kleinen Geheimniſſe blieb Deiner Mutter verborgen, und ich brauchte ſie nicht einmal im Grunde Deines Herzens aufzuſuchen. Sie kamen mir auf Deinen roſigen Lippen entgegen. O mein Kind, ſage mir, was Dich blaß und leidend gemacht hat. Iſt es ein Schmerz, die Liebe vielleicht?

Angelika (den Kopf ſchüttelnd).

Ja, ja. —

Die Gräfin.

Mit wem willſt Du von dieſer Liebe ſprechen, wenn nicht mit Deiner Mutter. Komm, erzähle mir das. Du kannſt nur einen Mann lieben, der Deiner würdig iſt. Rede!

Angelika.

O ich wage es nicht.

Die Gräfin.

Sieh! auch ich habe Dir ein Geheimniß zu gestehen.

Angelika.

Sie?

Die Gräfin.

Ja! Ich will den Anfang machen, und wenn Deine Mutter Dir Alles gesagt hat, so wirst auch Du ihr Alles sagen, nicht wahr?

Angelika.

Wie gütig Sie sind!

Die Gräfin.

Du bist vernünftig; ich will Dir Alles gestehen. Du kannst mir vielleicht einen Rath geben.

Angelika.

Ich? Sie treiben Ihren Scherz mit mir, liebe Mutter.

Die Gräfin.

Sieh! Nun bin ich fast eben so sehr in Verlegenheit als Du. So höre denn, Angelika, ich will mich wieder verheirathen.

Angelika (sich der Gräfin in die Arme werfend).

Sie, liebe Mutter?

Die Gräfin.

Ja, ich begehe Einmal diese Thorheit; aber ich werde Dich darum nicht weniger lieben; ich werde im-

mer das Aeußerste thun um Dein Glück zu machen. Dein Stiefvater wird Dir eine Stütze mehr seyn.

Angelika.

O, ja, ja! Sie thun wohl. Sie haben Recht.

Die Gräfin.

Du billigst also meinen Schritt?

Angelika.

O liebe Mutter, habe ich das Recht —

Die Gräfin.

Sieh, nun darfst Du in meiner Gegenwart nicht mehr in Verlegenheit seyn. Komm! liebes Kind, rede!

Angelika.

Ach! ich —

Die Gräfin.

Es muß also etwas sehr Schreckliches seyn, da Du es nicht zu gestehen wagst nach dem, was ich Dir gesagt habe.

Angelika.

Ja, ja, liebe Mutter, es ist schrecklich.

Die Gräfin.

Aber Du beunruhigst mich im Ernst. Fürchtest Du mir zu gestehen —

Angelika (sich ihr zu Füßen werfend).

Mutter! Wenn ich hier mein Kind hätte, so würde ich es Ihnen zu Füßen legen, und dann — dürfte ich vielleicht auch Verzeihung hoffen.

Die Gräfin.

Unglückliche, was sagst Du?

Angelika.

Verzeihung!

Die Gräfin.

Fahre fort!

Angelika.

Ich kannte einen Mann — ach, ich wußte ja nicht — ich war bei meiner Tante. —

Die Gräfin.

Gott!

Angelika.

Die gute Tante ist ohne Schuld. Ich habe diesen Mann geliebt. Sie waren fern, und ich ohne Rath, ohne Vertheidigung.

Die Gräfin.

Unglückliche!

Angelika.

O Mutter! Sie verzeihen mir nicht?

Die Gräfin.

O gewiß, mein Kind! (Sie aufhebend.) Trage ich doch allein die Schuld. Wenn ich über Dir gewacht hätte, wie es meine Pflicht war — Aber wer ist denn dieser Mann? —

Angelika.

Einer, der durch Geburt und Stellung im Leben meiner würdig ist.

Die Gräfin.

Sein Name?

Angelika.

Sie kennen ihn. Er ist Ihr Freund.

Die Gräfin.

So nenne ihn mir.

Angelika.

Alfred von Alvimar.

Die Gräfin (in die Knie sinkend).

Gott! Gott! Jetzt ist es an mir, Dich um Verzeihung zu bitten.

Angelika.

Beste Mutter —

Die Gräfin.

Alfred von Alvimar —

Angelika.

Nun?

Die Gräfin.

Ist derselbe, den ich heirathen wollte.

Angelika (erschüttert).

Dieser Mann liebt Sie?

Die Gräfin.

Wenigstens hat er es mir geschworen.

Angelika (zurücksinkend).

Großer Gott! erbarme Dich meiner.

Ende des vierten Actes.

Der Jäger (eintretend).

Von Frau von Marcy (ihm ein Papier überreichend).

Alfred.

Gut. Es ist mein Diplom. Ah! sie setzt wieder Vertrauen in mich. Ich sollte es eigentlich erst nach meiner Ankunft in Wien erhalten. Laß sehen, was sie mir schreibt. „Eine neue Zusammensetzung ist im Conseil beschlossen worden. Alle Minister, mit Ausnahme des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, danken ab.“ — Der ganze Einfluß der Frau von Gaston fällt in Nichts zusammen und der Credit Ernestinens wächst um das Doppelte. — „Man wird diese Neuigkeit morgen am 13. März im Moniteur lesen.“ — Ich habe mich also in ihre Hände gegeben. Gleichviel! Sind doch die Begebenheiten mit ihr einverstanden. Dominicus! Ich bin für Niemand sichtbar.

Der Jäger.

Bekomme ich Antwort?

Alfred.

Sage der Marquise, daß ich in einer Viertelstunde abreise. (Ab in sein Zimmer. Die beiden Diener entfernen sich plaudernd.)

Der Jäger.

Begleitest Du Deinen Herrn?

Dominicus.

Ich folge ihm überall. Ich bin eher sein Freund als sein Diener. (Beide ab.)

Zweite Scene.

Heinrich Müller, die Gräfin.

(Der Erstere öffnet eine der beiden Seitenthüren und bleibt dort stehen. Die Gräfin tritt ein.)

Heinrich.

Muth, gnädige Frau!

Die Gräfin.

Und Ihnen empfehle ich Vorsicht. Wir sind schon so unglücklich, machen Sie uns nicht noch elender.

Heinrich.

Seyn Sie unbesorgt und suchen Sie sich zu mäßigen.

Die Gräfin.

Ich will mich bemühen, und Sie selbst mögen über den Erfolg urtheilen, da uns nur diese Thür von einander trennt, und Sie Alles hören können.

Heinrich.

Gut! (Man hört nicht mehr, was sie sagen. Die Thür zur Seite thut sich auf.)

Dritte Scene.

Die Gräfin, Dominicus, dann Alfred.

Die Gräfin.

Ist Euer Herr zu Hause?

Dominicus.

Nein, gnädige Frau.

Die Gräfin.

Wird er bald wiederkommen?

Dominicus.

Das weiß ich nicht.

Die Gräfin.

Gleichviel; ich will ihn erwarten.

Dominicus.

Aber, gnädigste Frau Gräfin, vielleicht bleibt mein Herr bis zur Nacht aus.

Die Gräfin (sich setzend).

So werde ich bis zur Nacht warten.

Alfred (in dem Vorzimmer).

Nein! Nein! Angespannt! —

Die Gräfin.

Ihr habt Euch geirrt, mein Freund. Da ist er ja.

Alfred (eintretend).

Dominicus! daß ich gleich — (sich unterbrechend) Ah, Frau Gräfin! (auf sie zu gehend) Wie glücklich macht es mich, der ich jener diplomatischen Gesichter überdrüssig heimkehre, einen solchen Gegensatz zu finden.

Die Gräfin.

Lassen Sie Ihren Diener sich entfernen.

Alfred.

Dominicus, Du kannst gehen. (Leise zu ihm) Laß anspannen! (Dominicus ab.) Nun, gnädige Frau, da alle meine Schritte glücklich beendigt sind, darf ich fragen, wann wir die Hochzeit feiern werden?

Die Gräfin.

Dasselbe komme ich Sie im Namen Angelika's zu fragen.

Alfred (die Hand der Gräfin loslassend).

Ha!

Die Gräfin.

Meine Tochter liebt Sie und wird auch von Ihnen geliebt. —

Alfred.

Von mir!

Die Gräfin.

O, wenn Sie sie nicht lieben, wie müssen Sie dann Ihr Betragen nennen? Und wenn Sie sie nicht heirathen, wie müssen Sie dann Ihre Weigerung nennen?

Alfred.

Aber, gnädige Frau, nach dem, was zwischen uns ausgemacht war —

Die Gräfin.

Nichts war ausgemacht, mein Herr, oder ich habe Alles vergessen.

Alfred.

Gnädige Frau! —

Die Gräfin.

Aber ich weiß, daß Sie es mit meiner Tochter ausgemacht hatten mich um ihre Hand zu bitten. Sie haben mich gebeten, und ich gebe sie Ihnen.

Alfred.

Aber wie kann ich —

Die Gräfin (sich erhebend).

Ah! Sie können nicht! — weil wir nur Weiber sind, nicht wahr? weil wir weder Vater noch Gatten

haben, die uns vertheidigen könnten? — Sie können nicht, nachdem Sie mein Kind entehrt haben, das noch zu jung war um die Schande zu kennen? Sie können nicht, sagen Sie? —

Alfred.

Aber, gnädige Frau, eine andere Liebe, die ich erwiedert glaubte, hat seitdem —

Die Gräfin.

Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.

Alfred (aufstehend).

Ich sehe also, daß ich klar und deutlich seyn muß. Ich will es seyn! Ich kann Angelika nicht heirathen.

Die Gräfin.

Ha!

Alfred.

Meine Pläne für die Zukunft —

Die Gräfin.

Unglücklicher!

Alfred.

Gnädige Frau!

Die Gräfin.

Ihre Pläne für die Zukunft! — und wer hat bis jetzt realisirt? — O Gott! Alles ist meine e[illegible] Schuld. Sie wollen also, daß ich mein Leben la[illegible] den Vorwürfen meines Gewissens gequält werd[illegible] daß sie mich in Verzweiflung und Thränen [illegible] Grab begleiten; denn ich, ich selbst bin allein [illegible] an dem Unglücke meiner Tochter. Ich selbst ha[illegible]

gewissermaßen zwischen Euch Beide geworfen. O! noch ist mir unser erstes Gespräch im Gedächtnisse. Sie kamen mich um Angelika's Hand zu bitten, als ich Thörin, ich Wahnsinnige, Ihnen meine eigenen Pläne enthüllte. O wer konnte da glauben — Doch ich hätte es ahnen müssen, oder ich hätte, wie es die Schuldigkeit einer Mutter ist, über meine Tochter wachen, sie nicht aus dem Auge verlieren, mich selbst für sie vergessen sollen — und ich habe Nichts von dem Allen gethan. Daher ist auch meine Tochter verloren, wie ich verloren bin.

Alfred.

Verloren! —

Die Gräfin.

Ja, mein Herr, wenn Sie meinen Thränen widerstehen — und ich habe nur Thränen, ich kann Sie nicht zwingen, kann mich nur zu Ihren Füßen schleppen und, den Staub derselben küssend, Ihnen unter den Seufzern und dem Schluchzen eines gebrochenen Herzens zurufen: Geben Sie meiner Tochter die Ehre wieder, heirathen Sie meine Tochter! — Wenn Sie mich dann zurückstießen — und das wäre schrecklich — so würde ich mein Kind in die Arme nehmen und aus der Welt tragen in einen fernen Winkel, wo wir unsere Thränen verbergen könnten. Ja; das ist Alles, was ich vermag. O, ich weiß es, mein Herr, und das macht auch meine Verzweiflung.

Alfred.

Gnädige Frau, Sie übertreiben —

Die Gräfin.

Unser Unglück, mein Herr? Vielleicht das meiner Tochter; denn sie ist die Unschuldigste unter uns Dreien und daher die am Wenigsten Unglückliche. Aber ich? Meine Tochter, kaum sechzehn Jahre alt, aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen, als ob ein Leichentuch über sie gelegt sei, verflucht sie vielleicht den Tag, wo sie geboren, vielleicht die Mutter, die ihr das Leben gab; und ich muß mir sagen, daß ich, ich selbst, ihre Mutter, alle Schuld trage. Uebertreibe ich nun mein Unglück? O mein Herr, sagen Sie, giebt es, kennen Sie ein größeres?

Alfred.

Ja, ich weiß, daß ein böses Fatum uns verfolgt.

Die Gräfin.

Und Ihr Kind, mein Herr, das arme Wesen, das geboren ist ohne geboren seyn zu wollen, das in Schand gezeugt ist um in der Schande zu leben, das Sie einem Leben ohne Aussicht verdammen, das seine Mutter erröthen machen und das über seine Mutter sel erröthen wird — o dieses Kind — im Namen dies Kindes! Gott hat gewollt, daß der Unbeugsamste Mutergefühle habe. Sie werden sich rühren lassen. Großer Gott! ich wollte Ihnen so vieles Ueberzeugende sagen, und jetzt, da ich Sie sehe, habe ich nur Thränen. O erbarmen Sie sich meiner, erbarmen Sie

unser, und der Herr wird Sie segnen. O Sie lassen sich bewegen, ich sehe es. Großer Gott! sprechen Sie nur ein Wort, das aus dem Herzen kömmt, das mich beruhigt, auf meinen Knien flehe ich Sie an!

Alfred.

Nun, gnädige Frau, wir wollen sehen. —

Die Gräfin.

Ja, ja! — Was denn? was verlangen Sie? Ich, ich begebe mich in ein Kloster; ich lasse Ihnen das Wenige, was ich habe; Sie zahlen mir nur meine Mitgift aus —

Alfred.

Nicht doch —

Die Gräfin.

Ja, ja! Ein Mann muß Vermögen besitzen, und Sie werden wohlthun mein Anerbieten anzunehmen. Ich aber bedarf nichts mehr.

Alfred.

So sei es denn! Weg mit meinen ehrgeizigen Planen für die Zukunft! Nehmen Sie meinen Wagen, fahren Sie zum Notar, bringen Sie ihn hieher, und wenn Sie mir die Hand Ihrer Tochter Angelika —

Die Gräfin.

Sie wollen —

Alfred.

Ich bin bereit ihr Gatte zu werden.

Die Gräfin.

O, Sie sind kein Mensch, Sie sind ein Engel!

Laſſen Sie mich Ihre Hände küſſen, Ihre Knie umarmen. O mein Gott, mein Gott! Mein Kind, mein armes Kind! Du wirſt alſo deiner Mutter nichts mehr vorzuwerfen haben. O mein Herr, wie danke ich Ihnen!

Alfred.

Nun wohl, gnädige Frau, verlieren Sie keinen Augenblick.

Die Gräfin.

Sie haben Recht. Leben Sie wohl!

Alfred

(folgt ihr mit den Augen, bis ſie in den Wagen geſtiegen iſt, den man abfahren hört; dann ſchnell wiederkommend und läutend).

Dominicus! Dominicus! (Dominicus tritt ein.) Schnell den erſten beſten Fiaker, und auf der Poſt Pferde beſtellt!

Dominicus.

Wir reiſen alſo?

Alfred.

In dieſem Augenblicke. Fort! (Dominicus ab.) Laß ſehen, habe ich Alles? Gold — Banknoten — meinen Paß? Ah, mein Diplom!

Vierte Scene.

Heinrich, dann Alfred.

Heinrich (die Thüre öffnend, ſehr blaß).

Der Niederträchtige! (Er geht zu der Thür im Hintergrunde, verſchließt ſie und ſteckt den Schlüſſel in die Taſche.

Dann tritt er an den Tisch, schreibt einige Zeilen und setzt sich auf einen Stuhl.) Jetzt also ist die Reihe an mir!

Alfred

(in das Zimmer stürzend, geht zur Thür, rüttelt daran, und bemerkt im Umkehren Heinrich).

Ha! (Beide betrachten sich mit steigender Wuth. Alfred geht auf Heinrich zu.) Mein Herr, Ihre Waffen?

Heinrich.

Ah, Sie errathen, weshalb ich hier bin!

Alfred (mit verbissener Wuth).

Ja, ich errathe es und ich danke Ihnen. Endlich doch ein Mann. Ich war es überdrüssig, immer nur mit Weibern zu thun zu haben, und es ist mir lieber, daß Sie es sind, als ein Anderer, der mir so in den Weg tritt; denn auch Ihrer bin ich überdrüssig, wie Sie es meiner seyn können. Vielleicht ist es auch das Leben, das mich eben so anwidert; daher, ob Sie mich tödten, oder ich Sie, mir ist es gleich; denn wenn ich Sie nicht fortschaffe, so werde ich doch das Leben los. Aber schnell, wenn ich bitten darf, mein Herr!

Heinrich.

Ich werde Sie nicht warten lassen.

Alfred.

Also Ihre Waffen! Mir ist jede gleich. Befehlen Sie den Degen?

Heinrich.

Sie sehen, ich bin so schwach, daß mein Arm ihn kaum halten würde. Bei dem ersten Stoße würden

Sie mich entwaffnen, dann wäre ich in Ihrer Gewalt; Sie würden den Großmüthigen spielen und Meiner schonen.

Alfred.

Fürchten Sie das nicht.

Heinrich.

Sie würden an mir zum Meuchelmörder?

Alfred.

Nun gut, mein Herr! Pistolen also! Funfzehn Schritte und zehn Kugeln, bis einer fällt.

Heinrich.

Sie würden noch zu sehr im Vortheile seyn, denn mein Auge ist schlecht und meine Hand zittert. Ich will mich Ihnen nicht als ein Schlachtopfer, sondern als Feind gegenüber stellen.

Alfred.

So nennen Sie Ihre Bedingungen. Machen Sie den Kampf gleich, wenn es möglich ist; Alles, was Sie vorschlagen, nehme ich an. Ja, Alles, Alles, wenn die Sache nur in diesem Augenblicke vor sich geht.

Heinrich.

Wir laden also nur Eine Pistole und feuern zugleich; das ist das Mittel, daß einer von uns fällt. Dann verschwindet jeder Vortheil der Geschicklichkeit und Stärke. Es ist ein Gottesurtheil und — nehmen Sie sich in Acht, Gott ist gerecht.

Alfred (ungeduldig).

Gut, gut! Aber wo finden wir Secundanten, die einen solchen Zweikampf zugeben?

Heinrich.

Wir brauchen keine.

Alfred.

Aber die Beschuldigung des Mordes —

Heinrich

(indem er den beschriebenen Zettel aus der Tasche zieht).

Wird hierdurch widerlegt.

Alfred (liest).

„Des Lebens überdrüssig habe ich es mir genommen. Man gebe Niemanden meinen Tod Schuld."

Heinrich.

Wenn ich falle, wird man dies Papier bei mir finden.

Alfred

(nimmt eine Feder und schreibt dasselbe, worauf er das Papier zu sich steckt).

Gut! Nun ins Gehölz von Boulogne!

Heinrich.

Das ist nicht der Mühe werth. Hier im Garten —

Alfred.

Nehmen Sie meine Pistolen an?

Heinrich.

Ohne Frage.

Alfred.

So gehe ich um sie zu holen.

Heinrich (ihn zurückhaltend).

Einen Augenblick, mein Herr. Hat dies Zimmer nicht zwei Ausgänge?

Alfred (ihn anblickend, zornig).

Und hätte es so viel Ausgänge wie Theben Thore, so gebe ich Ihnen doch mein Ehrenwort, daß ich nur zu dieser Thür herausgehen werde.

Heinrich.

So erwarte ich Sie.

(Alfred ab.)

Fünfte Scene.

Heinrich, dann Angelika.

Heinrich.

Guter Gott, nicht um das Leben bitte ich Dich, das weißt Du; nur, wenn ich sterben soll, mache mich zum Werkzeuge Deiner Rache, und ich will Dich segnen.

Angelika (die Thür etwas öffnend).

Herr Müller, sind Sie es?

Heinrich.

Angelika!

Angelika.

Meine Mutter hat mich zu Ihnen geschickt. Sie kömmt so eben mit einem Notar zu Hause. Es ist also entschieden?

Heinrich (bei Seite).

Armes Mädchen!

Angelika.

Also verdanke ich es Ihnen, daß ich wenigstens eine glückliche Mutter werde, wenn auch eine unglückliche Gattin?

Heinrich.

Unglückliche Gattin!? Angelika, hätte diese Verbindung nicht Ihr ganzes Glück ausgemacht?

Angelika.

Mein Glück! Ach, das Glück war der Schutzengel meiner Kinderjahre. Es ist mit ihnen entschwunden.

Heinrich.

Doch, Angelika, das Glück besteht in der Liebe.

Angelika (bitter).

Und glauben Sie, daß Alfred mich liebt?

Heinrich.

Aber Sie lieben ihn?

Angelika.

Herr Müller, wenn die Schande mich allein [illegible] wenn sie nicht auch auf meine Mutter und mein Kind fiele —

Heinrich.

So —

Angelika.

So schwöre ich Ihnen, daß ich lieber Schande und den Tod ertragen hätte, als daß ich die Gattin dieses Mannes würde.

Heinrich.

Was sagen Sie, Angelika?

Angelika.

Ich sage, daß ich nur noch einen Augenblick habe, wo ich weinen kann, und das ist der jetzige, und nur noch einen Freund, dem ich Alles sagen darf, und der sind Sie. O mein Freund, lassen Sie mich weinen!

Heinrich.

Oeffnen Sie Ihr Herz.

Angelika.

Welche Zukunft habe ich von Alfred zu erwarten, wenn ich ihn nach der Vergangenheit beurtheile!

Heinrich.

Und dennoch konnten Sie ihn lieben! Keine Stimme von oben rief Ihnen zu Augen und Herz zu verhüllen, als dieser böse Geist sich Ihnen näherte!

Angelika.

Lästern Sie Gott nicht. Es war Verblendung, nicht Liebe.

Heinrich.

Sie hätten ihn nie geliebt? Es ist nicht möglich!

Angelika.

Nur seit heute lese ich deutlich in meinem Herzen, seit jenem unglücklichen Geheimnisse, das meine Mutter mir mitgetheilt hat.

Heinrich.

Welches Geheimniß?

Angelika.

Das erfahren Sie nicht, denn es gehört nicht mir allein. Seitdem ich es aber weiß, komme ich mir vor,

als sei mir ein Schleier von den Augen gefallen. Mein Unglück entsprang aus einem Zauber, einer Verblendung, einer Ueberraschung; aber ich wiederhole es Ihnen, ich fühle, daß ich Alfred nie geliebt habe, und das macht mich stolz.

Heinrich.

Großer Gott, muß ich denn so unglücklich, so zum Leiden verdammt seyn!

Angelika.

Sie, Herr Müller? —

Heinrich (auf einen Stuhl sinkend).

Sie hat ihn nie geliebt, nie! Vielleicht hätte sie mich lieben können.

Angelika.

Was sagen Sie?

Heinrich.

Gütiger Gott, Du hast mich also auserwählt, mich jegliche Verzweiflung empfinden zu lassen! — du zeigst mir das Leben und nimmst es mir in demselben Augenblicke; du zeigst mir die Liebe und nimmst sie mir eben so schnell wieder. Gott, Gott! das ist mehr, als ein Mensch ertragen kann. Habe Erbarmen mit mir, oder tödte mich auf der Stelle.

Angelika.

Heinrich!

Heinrich.

O nur eine Stunde ihrer Liebe konntest Du mir doch gewähren. War denn eine Stunde des Glücks zu

viel in meinem verdammten Leben? O ich wäre so glücklich gestorben, wenn sie mir nur ein einziges Mal gesagt hätte: Heinrich, ich liebe Dich! Ich, Angelika, liebte Sie unaussprechlich, wahnsinnig, und verschloß dies Gefühl in meiner Brust, damit es mir das Herz verzehrte. O Angelika, Angelika! — (schluchzend.)

Angelika.

Herr Müller, Sie vergessen, daß ich auf dem Punkte stehe die Gattin des Herrn von Alvimar zu werden.

Heinrich.

O nein, nein, das geschieht mit Gottes Hülfe nicht.

Angelika.

Wie?

Alfred (tritt auf).

Mein Herr, da bin ich!

Heinrich (zu sich kommend).

[redacted]a! Sie haben lange, zu lange gewartet.

Alfred.

Meine Pistolen waren eingepackt, und ich habe die eine laden müssen.

Heinrich.

Sie selbst?

Alfred.

Sie mögen wählen.

Heinrich (sich entfernend).

Wohl!

Angelika.

Wohin gehen Sie?

Heinrich (umkehrend).

Angelika! Beten Sie zu Gott!

Angelika.

Für wen?

Heinrich.

Für sich! — Kommen Sie, mein Herr!

(Stürzt fort.)

Sechste Scene.

Angelika, dann die Gräfin mit einem Notar.

Angelika (allein).

Was bedeuten diese Reden, und warum verlassen sie zusammen das Zimmer? Mit Gottes Hülfe würde ich nicht Alfred's Weib werden, sagte er. Gütiger Himmel, vergaß er denn, daß es für mich kein Mittel zwischen Elend und Schande giebt? — O Mutter, Mutter, kommen Sie!

Die Gräfin (zu dem Notar).

Hier herein, mein Herr, wenn ich bitten darf. Hier ist ein Tisch, Dinte und Papier. Haben Sie die Güte den Contract aufzusetzen.

Der Notar.

Wie Sie befehlen, gnädige Frau.

Die Gräfin (zu Angelika).

Hast Du Herrn von Alvimar gesehen?

Angelika.

Ja, vor einer Minute.

Die Gräfin.

Wo ist er?

Angelika.

Er ging sehr aufgeregt mit Herrn Müller.

Die Gräfin.

Sollten sie sich entzweit haben?

Angelika.

Ich fürchte.

Die Gräfin.

Großer Gott, was sagst Du? (Man hört einen Pistolenschuß.)

Angelika.

Mutter! —

Die Gräfin.

Was ists?

Angelika.

Haben Sie gehört?

Die Gräfin.

Einen Schuß —

Angelika.

Alfred und Heinrich schießen sich.

Die Gräfin (auf den Notar zeigend).

Still! — Großer Gott! — (Beide bleiben unbeweglich stehen, ohne es zu wagen sich umzudrehen. Heinrich Müller tritt langsam in das Zimmer, bläßer und schwächer als je, und stützt sich auf den Stuhl des Notars ohne gesehen zu werden.)

Siebente Scene.

Dieſelben, Heinrich Müller.

Der Notar (zur Gräfin).

Gnädige Frau, wenn ich um Namen und Vornamen des Verlobten bitten darf?

Heinrich.

Heinrich Müller!

Die Gräfin und Angelika
(ſich umdrehend).

Ha!

Heinrich.

Und fügen Sie hinzu, mein Herr, daß ich mein Kind anerkenne.

Die Gräfin.

Herr Müller, was ſoll das bedeuten?

Heinrich (leiſe zur Gräfin).

Es bedeutet, daß Jener Sie diesmal hintergangen hat.

Die Gräfin.

Er iſt fort?

Heinrich.

Er iſt todt.

Angelika.

Gott, mein Gott!

Heinrich.

Angelika, es lebte ein Mann, vor dem Sie hätten erröthen müssen, wenn Sie ihm begegneten; das durfte nicht seyn; ich habe ihn getödtet.

Angelika.

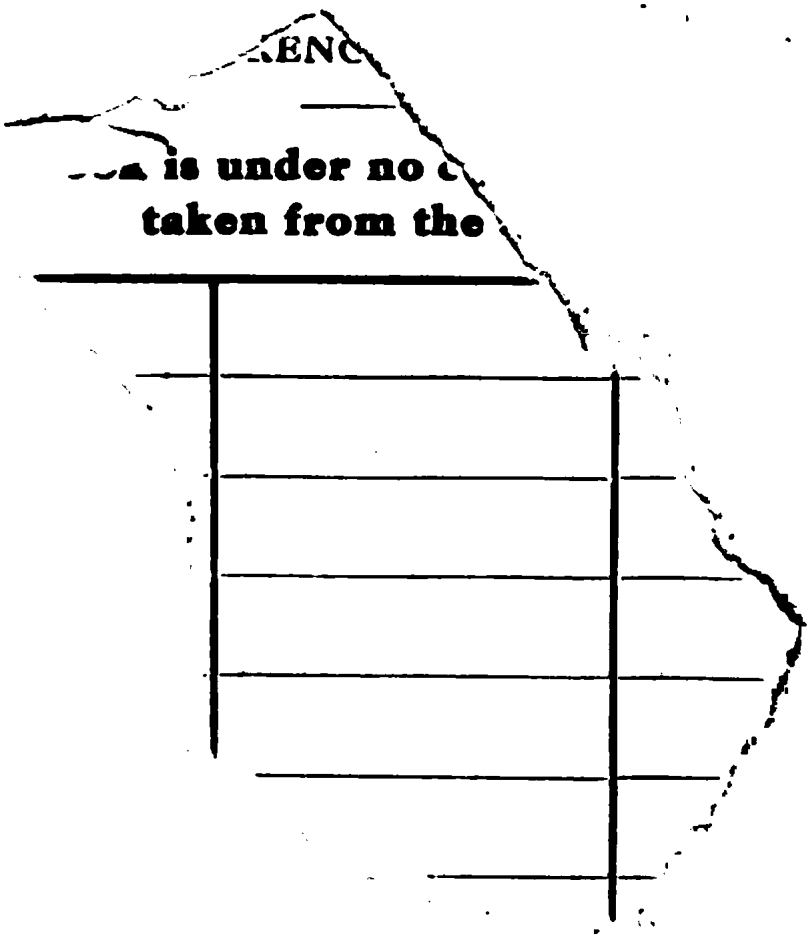
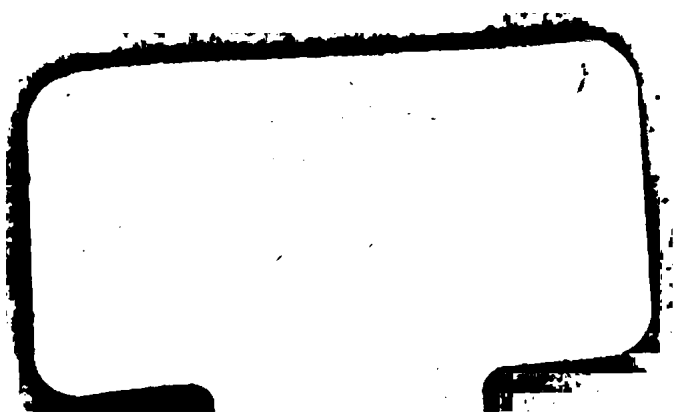
Sie vergessen, daß noch Einer lebt, der Alles weiß, und vor dem ich auch zu erröthen habe.

Heinrich.

Ach, dessen Lebenszeit ist sehr abgemessen. —

Ende.

NEW YORK
CIRCULATING
LIBRARY


ENC
is under no
taken from the

NOV 1 1 1924